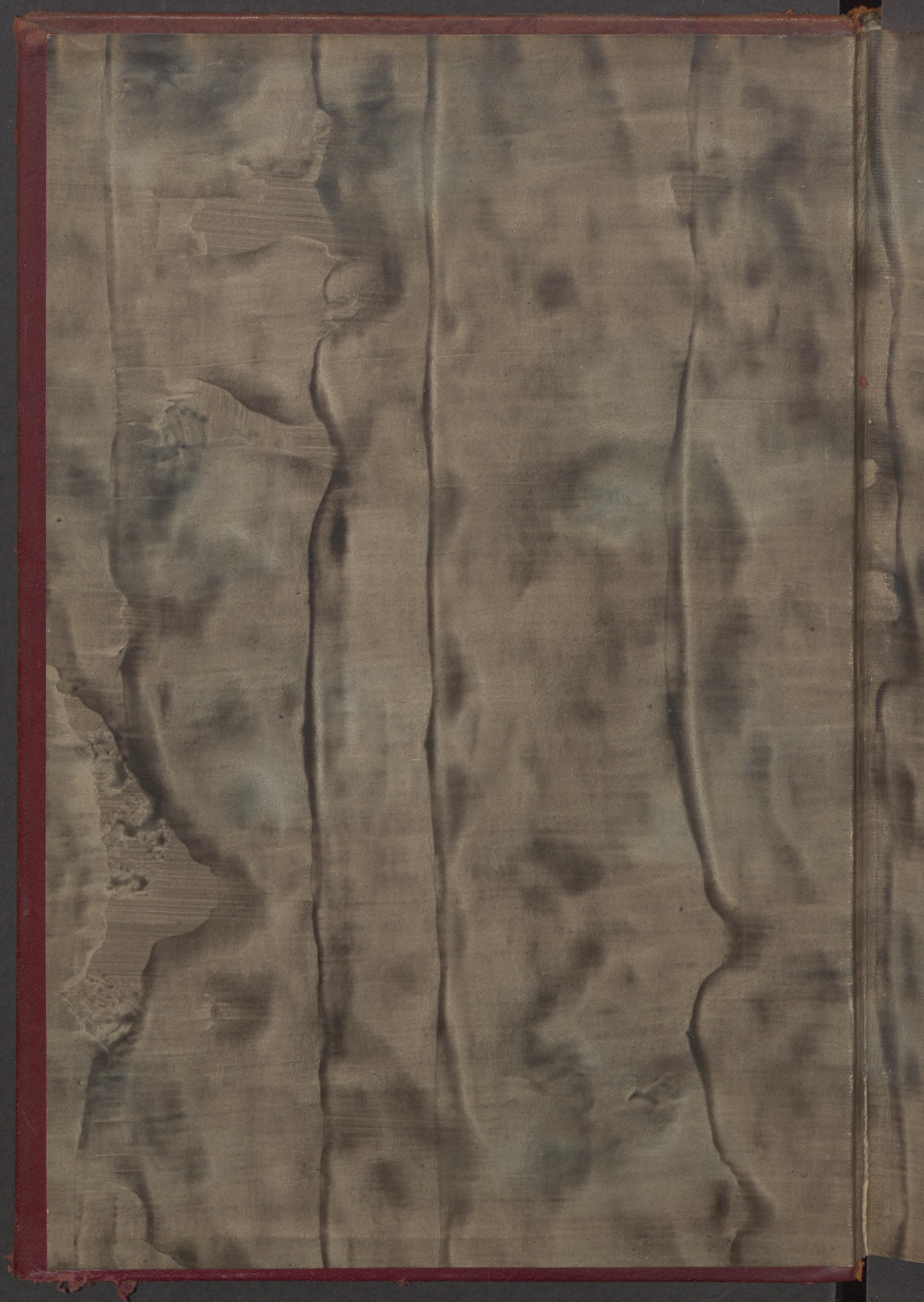


401004

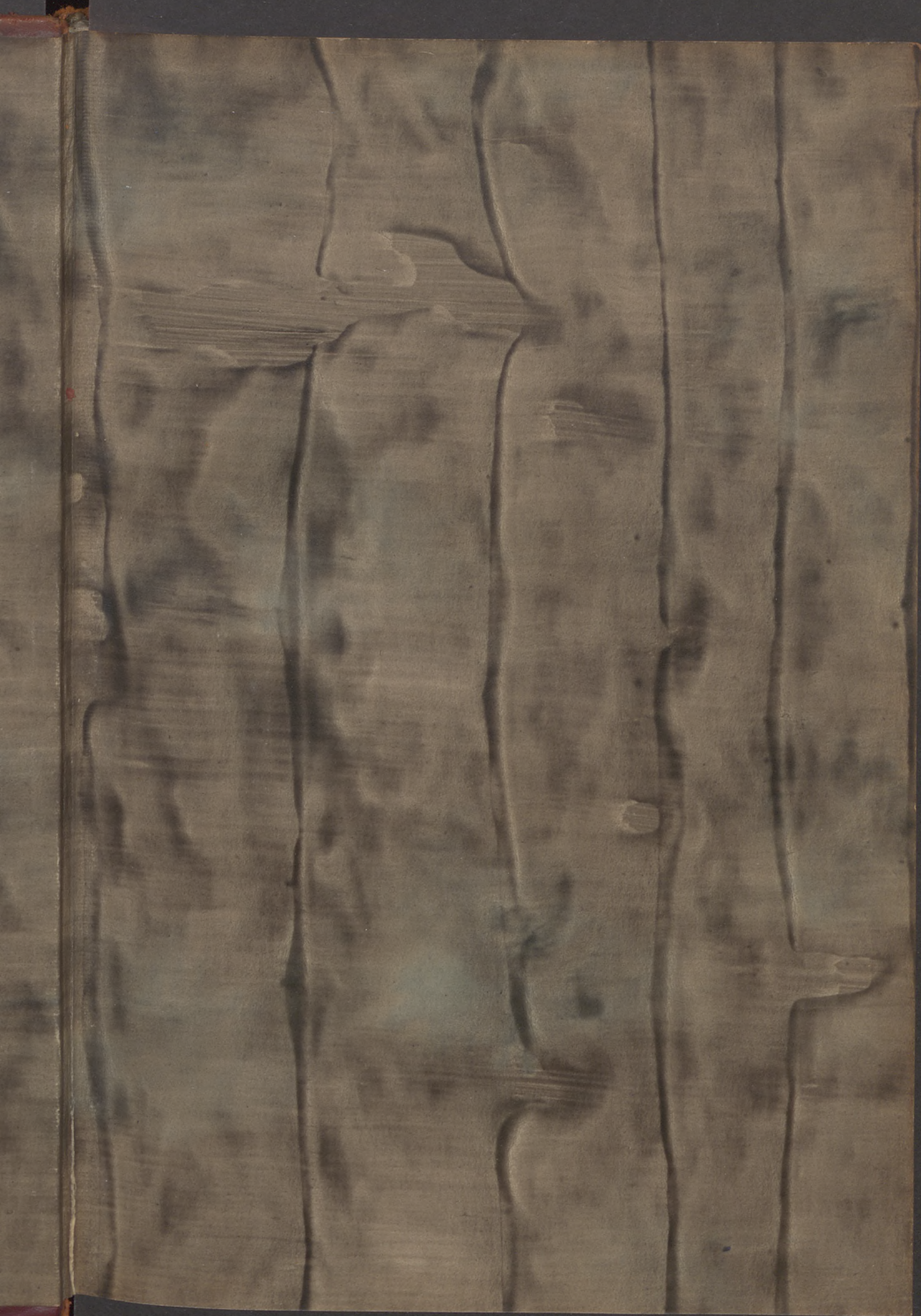
# DER ZAUBERER VOM BROADWAY

SPANNENDE  
GESCHICHTEN  
AUS DER  
FILMSTADT  
HOLLYWOOD  
VON  
WILLIAM FOX

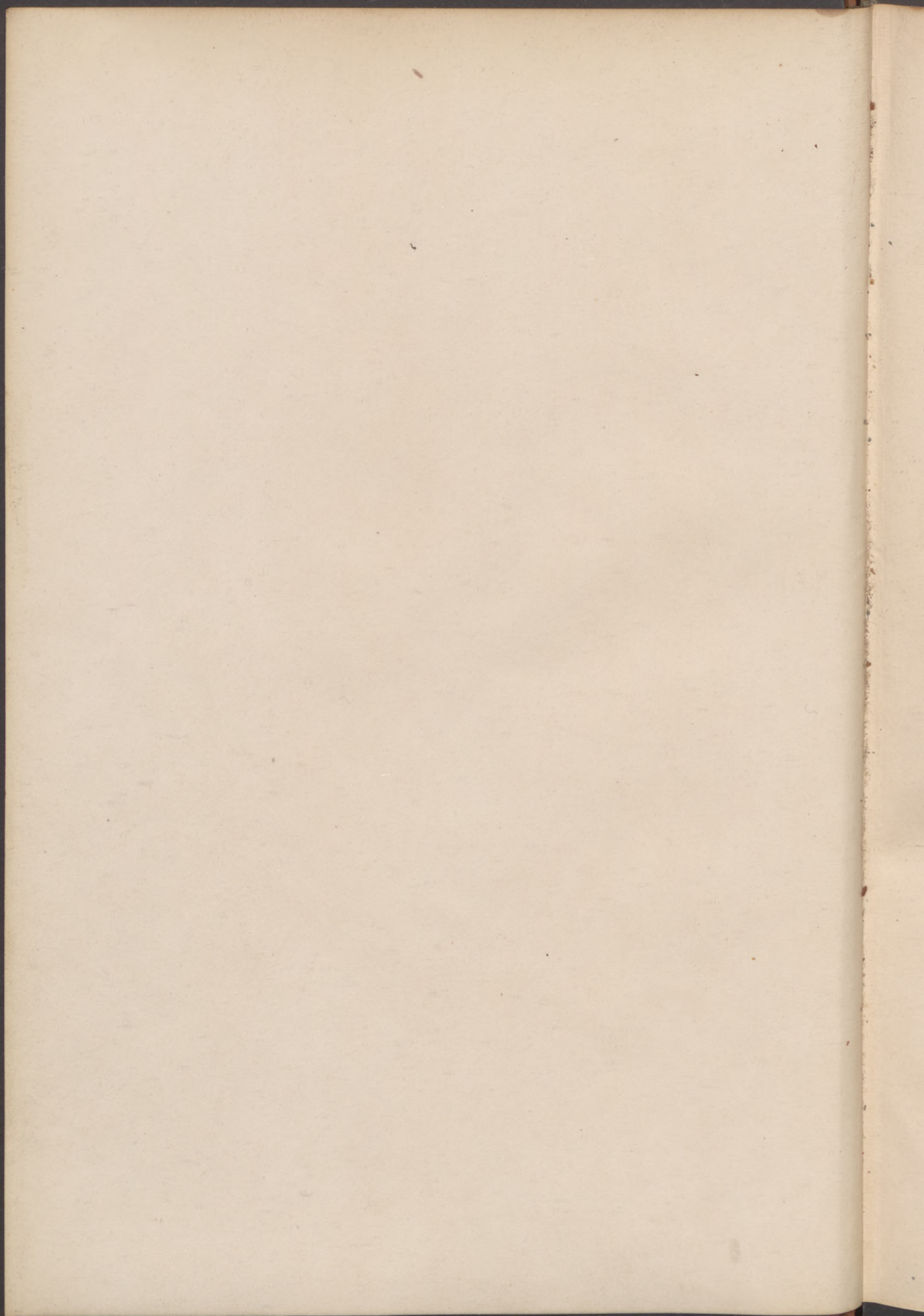




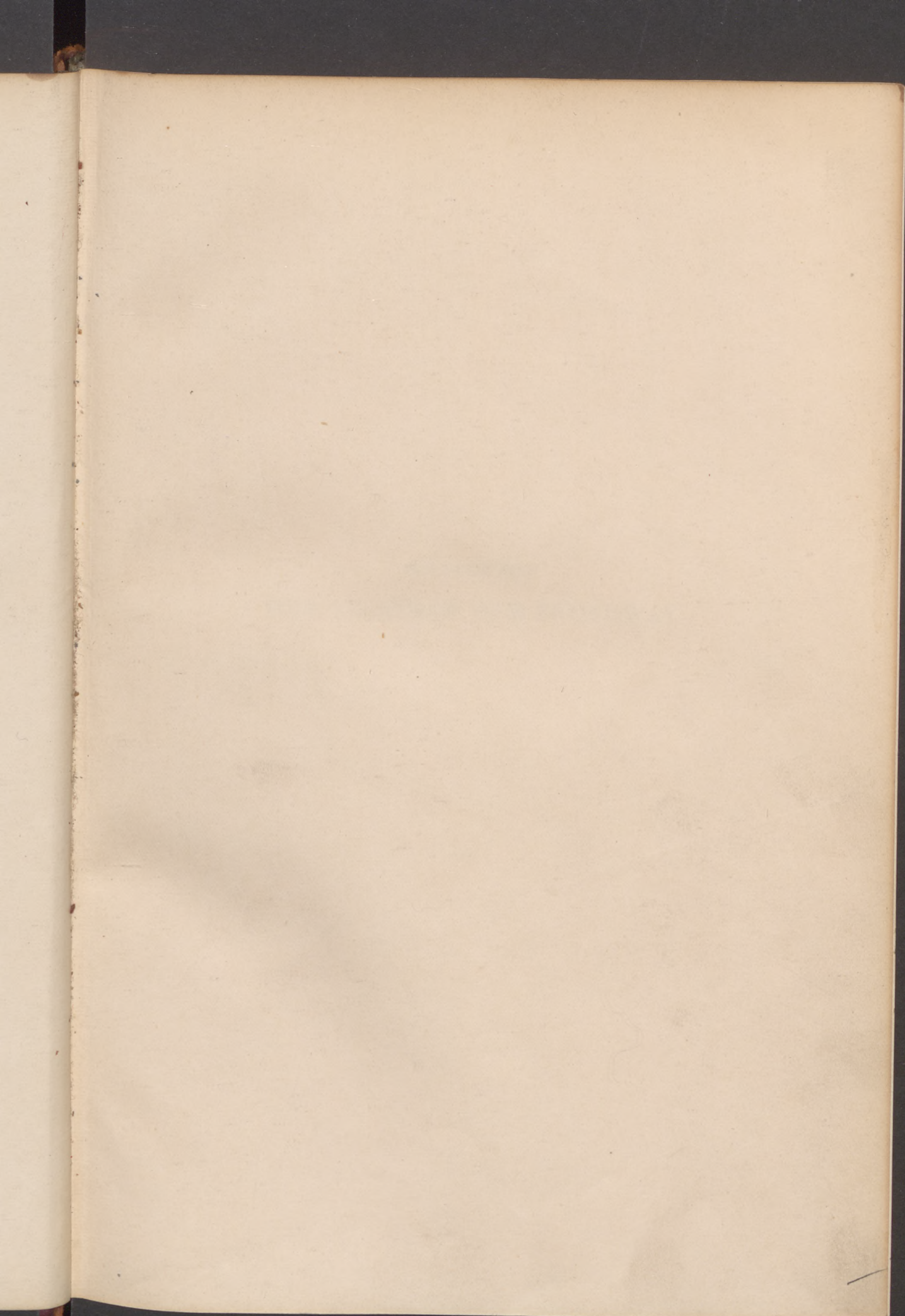




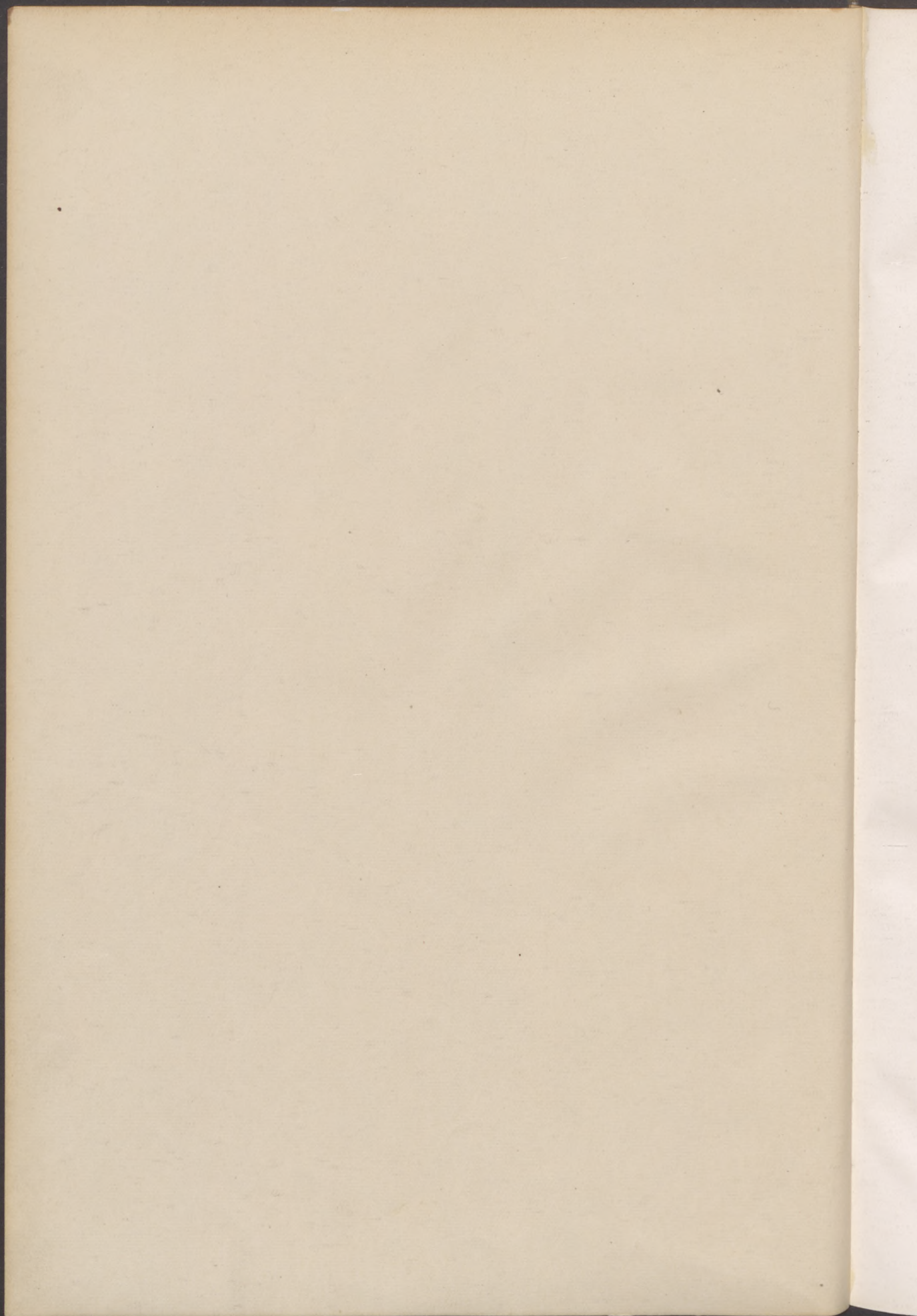








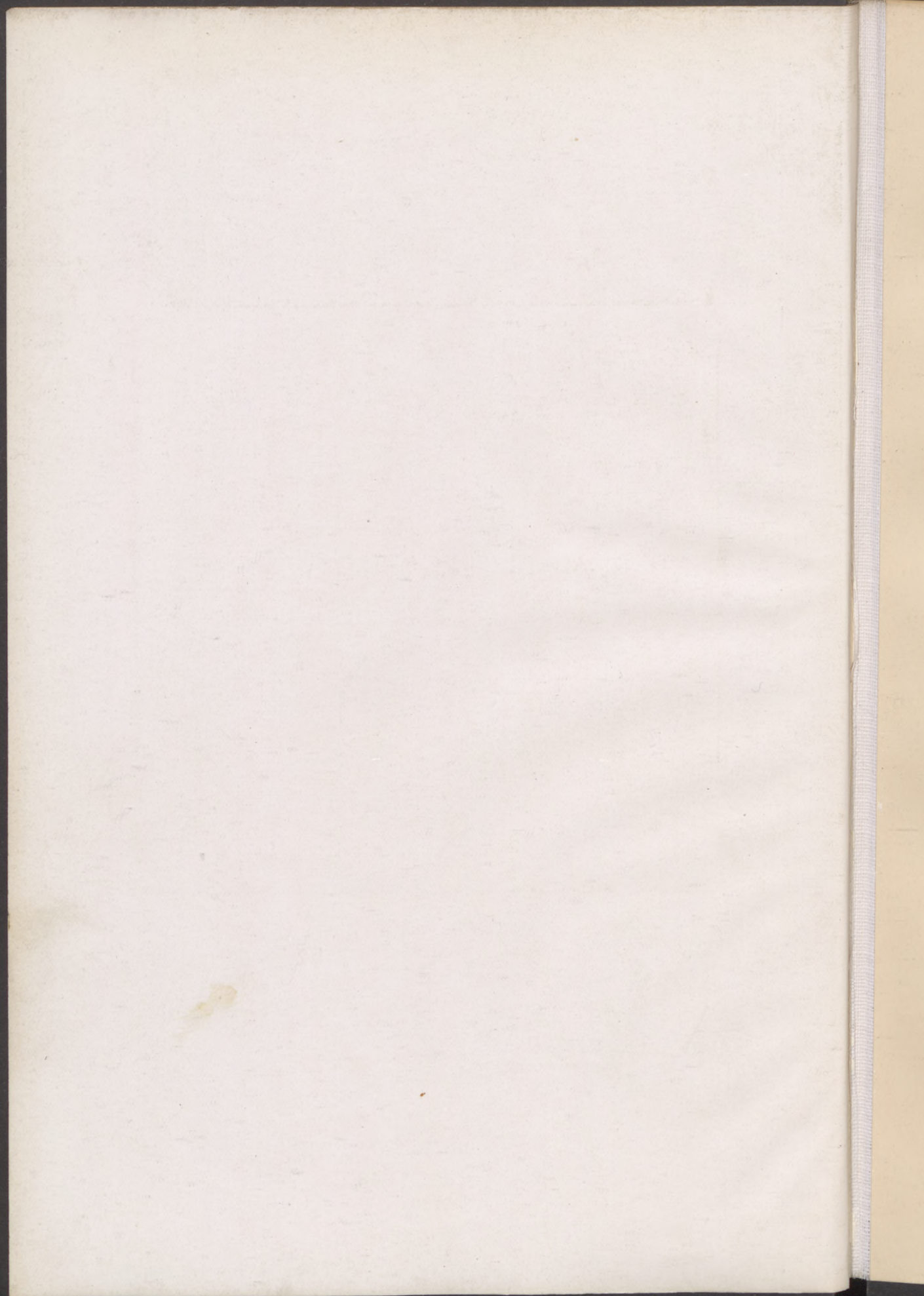






WILLIAM FOX  
DER ZAUBERER VOM BROADWAY





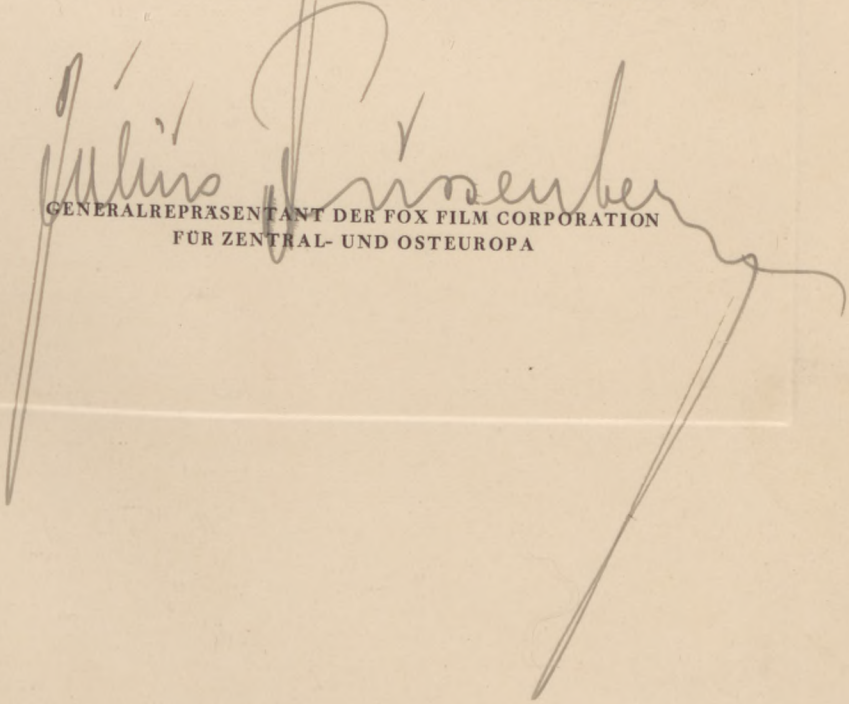


DIESER BAND WURDE FÜR DIE BIBLIOTHEK  
DES HERRN

**EUGEN SZATMARI**

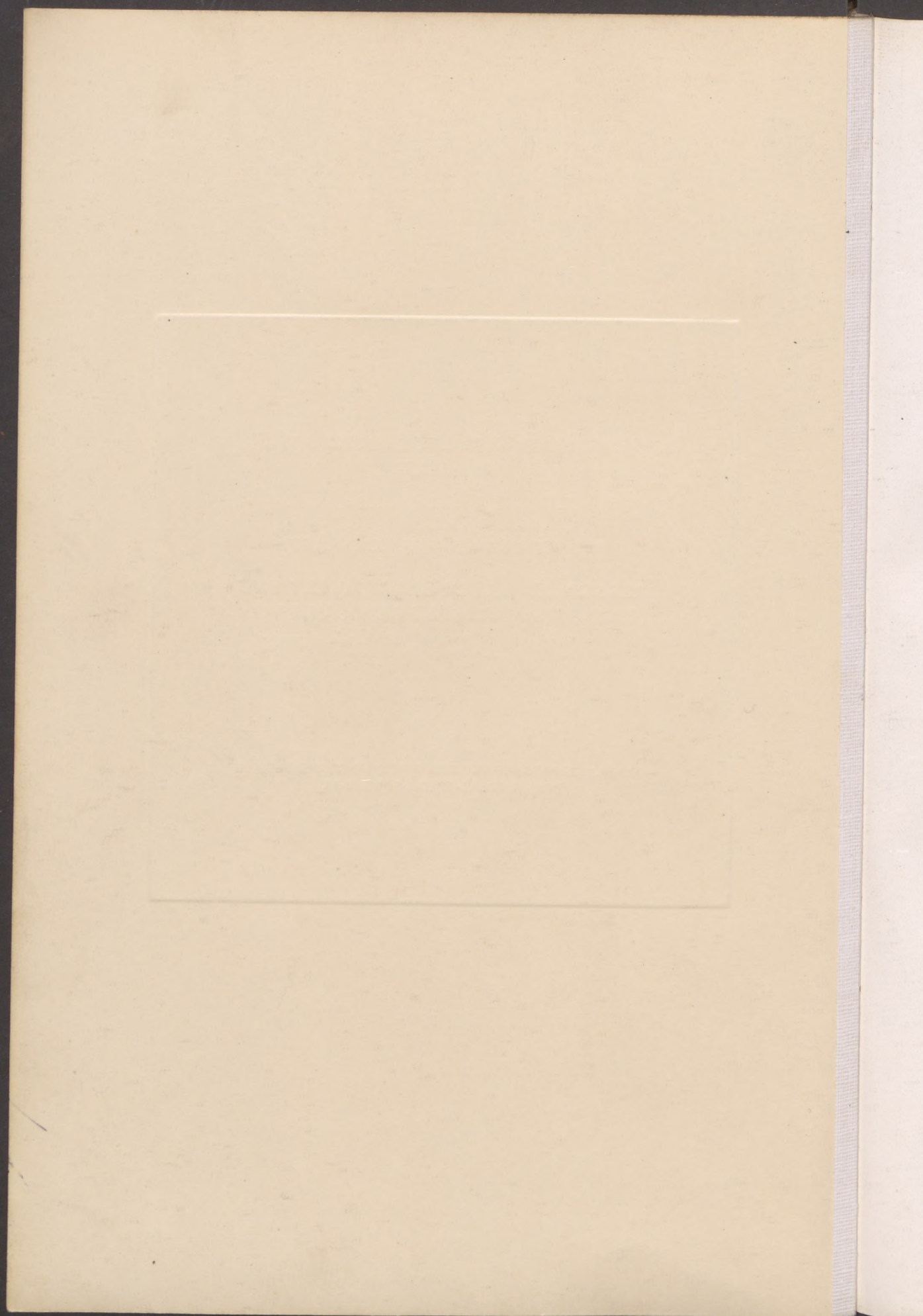
REDAKTEUR AM „8-UHR-ABENDBLATT“

ALS SONDERDRUCK HERGESTELLT UND  
FREUNDSCHAFTLICHST GEWIDMET VON



GENERALREPRÄSENTANT DER FOX FILM CORPORATION  
FÜR ZENTRAL- UND OSTEUROPA







# DER ZAUBERER VOM BROADWAY

Spannende Geschichten  
aus der Filmstadt Hollywood

von

WILLIAM FOX



BERLIN 1925  
IM VERLAG DER DEFA



Alle Rechte vorbehalten

401.004

Országos Széchényi Könyvtár

Leitári szám:

B 5931

1960





# Das Feuerross



## DER TRAUM.

„Und ich sag's Euch nochmal, Brandon, – die Eisenbahn von der Ihr träumt, ist ein Hirngespinnst – gerade so gut könnt Ihr Schienen zum Mond legen!“

Mit einer zornigen Bewegung wirft Marsh die Blätter und Karten auf den Tisch.

Brandon stopft gleichmütig seine angeräucherte Pfeife.

„Regt Euch nicht auf, Marsh. Meinet halben soll ganz Litchfield mit Fingern auf mich zeigen und mich einen dummen Träumer nennen. Ich gehe doch meinen Weg! Und Ihr wißt wohl, ich bin nicht der einzige, der an diesem Plan hängt. Unser Pastor Lincoln und mancher andere glaubt auch an die große Eisenbahn.“

Achselzuckend tritt Marsh ans Fenster und blickt verärgert in das nächtliche Dunkel.

„Und warum, zum Teufel, müßt Ihr es gerade sein, der sich die Finger verbrennt an diesem Kindermärchen?“

Brandon pafft mächtige blaue Dampfwolken aus seiner Pfeife. Träumerischer Glanz verklärt seine hellen Augen, ein sieghaftes Lächeln umspielt die scharfen, willensstarken Lippen. Was sieht er in den blauen Wolken?

Er sieht die unendliche, undurchdringliche Prärie zwischen dem Atlant und dem Pazifik.

Er sieht eine Armee kühner Männer, die mit Büchse und Schaufel in den Urwald dringen – die Schiene an Schiene fügen, bis die eiserne Straße über den Kontinent gelegt ist. Er sieht die Wegbahner der Menschheit, die seinen verspotteten Traum vollenden.

Seinen Traum, der der Stolz seines ganzen Volkes werden soll!

Sein Traum von der Verbrüderung der Meere.

„Warum? – Wenn ich es Euch sage, Marsh, dann versteht Ihr's doch nicht! Weil ich an dieses Werk glaube, so wie ich an Gott im Himmel glaube! Weil es für mich keine Ruhe und kein Glück gibt, bevor nicht die Äxte im Urwald erklingen, bevor wir nicht die Straße beginnen, die durch das Unbekannte, das Rätselhafte und Unerforschte führen wird. Weil meine Seele keinen Frieden hat, solange die finsternen Urwälder ihr Geheimnis hüten...“

Brandon, selbst ein knorriger Urwaldries, tritt neben Marsh, und drohend funkelt sein Blick gegen die Berge, die



sich wie Ungeheuer der Nacht im Westen türmen.

„Weil der Urwald nicht ewig Herr bleiben darf über uns Menschen – weil wir Menschen den Urwald endlich knechten müssen in einem riesigen eisernen Gürtel!!

Darum, Freund Marsh, werde ich meinen Weg weitergehen! Darum werde ich auch bald nicht mehr Euer Nachbar sein, sondern Litchfield verlassen!“

„Was habt Ihr vor?“

„Ich muß hinüber –,“ immer noch bohren sich seine Augen in die starrenden Bergketten des Westens, „ich muß den Weg suchen durch den Urwald, den Weg für die große Bahn. Mein Häuschen und meine Habseligkeiten verkaufe ich, und wenn es Frühling wird, wandere ich mit meinem kleinen Davie nach dem Westen, in die Wälder!“

\*

#### ABSCHIED.

An einem milden Frühlingsmorgen des Jahres 1840 verläßt Brandon, der Träumer, sein Haus und sein Heimatstädtchen. Sein Zelt, sein Proviant und seine Werkzeuge sind auf einem Tragtier verpackt. Der Pastor Lincoln und sein Nachbar Marsh geben ihm das Geleit bis vor die letzten Häuser des kleinen Städtchens. Zwei Kinder folgen in kleinem Abstand. Sie halten sich an den Händen. Es sind Davie, der achtjährige Knabe Brandons, und seine Gespielin, die kleine Miriam Marsh.

„Wann wirst Du wieder zurückkommen, Davie?“

„Ich weiß es nicht, Vater sagt, wir werden vielleicht viele Monate fortbleiben.“

Tränen füllen die Kinderaugen der kleinen Miriam. Ihr schmales Händchen krampft sich um Davies braune Finger.

„Davie – komm bald wieder!“

„Ja, Miriam – und ich werde auch immer an Dich denken, solange ich fort bin!“

Sie können beide nicht mehr sprechen, denn verhaltenes Schluchzen würgt ihren Hals...

Die Männer sind stehen geblieben.

„Lebt wohl, Pastor!“

„Lebt wohl, Brandon, Gott segne und beschütze Euch! Ich werde für das Gelingen unserer Träume beten.“

Stumm reicht Marsh dem scheidenden Nachbarn die Rechte.

Die kleine Miriam weint laut.

Brandon nimmt seinen Knaben an die Hand, treibt das Tragtier an und verläßt seine Freunde mit rüstigen Schritten.

Ein letztes Winken noch.

Ein letztes Mal noch tauchen die feuchten Kinderblicke tief ineinander.

Dann nimmt der Wald die einsamen Wanderer auf.

\*

#### URWALDNÄCHTE.

Wochen sind vergangen. Brandon und der kleine Davie sind tief in den Urwald der Cheyenneberge eingedrungen. Nach einem langen Tagesmarsch schlägt Brandon auf einer kleinen Lichtung sein Zelt auf. Davie trägt Holz zusammen für das Lagerfeuer. Die ersten Sterne funkeln auf. Irgendwo in den Baumwipfeln streiten und schreien Affen. Aus der Tiefe des finsternen Waldes dringt gellendes und unheimliches Vogelgeschrei.

Brandon hat sich auf einem Stein niedergelassen und Davie zu sich herangezogen.

„Siehst Du da drüben die tiefe Schlucht zwischen den Bergen?“

Davie folgt dem Blick des Vaters und späht nach dem steilen Einschnitt in der seltsam pittoresken Bergkette.

„Hier werden sie später einmal eine eiserne Brücke schlagen und das Feuerroß wird über diese Schlucht brausen. Es ist die einzige Stelle an der das Cheyennegebirge überschritten werden kann. Ohne diesen Paß müßte der Schienenweg einen Umweg von vielen Meilen längs des Flusses um die Bergkette machen!“

Davie nickt und schmiegt sich an den Vater.

Dann schürt er das Feuer an.

Es ist finstere Nacht geworden.

Traumverloren starrt Brandon in die züngelnden Flammen.

Er kennt die tausend Stimmen des Urwalds, das Seufzen der Bäume, die Schreie der Tiere, das Rauschen und Murmeln der urewigen Waldeinsamkeit. Sie wiegen seine Träume und begleiten sie wie linde Musik.

Plötzlich glimmen seine Augen.

Seine Faust preßt den Knaben zu Boden.

Mit angespannten Nerven horcht der Urwaldläufer in das finstere Dickicht, das



die kleine Lichtung umsäumt. Nicht die kleinste Bewegung verrät ihn. Langsam, langsam tastet seine Hand nach der Büchse, die schußfertig neben ihm lehnt.

Und wieder dieses leise, fast unhörbare Knacken in den Büschen ... Mit einem Satz springt Brandon ins Feuer und zertritt die Flammen, verbirgt den Knaben hinter einem Felsblock und feuert in das Dunkel zwischen den Stämmen. Ein unterdrückter Schrei. Gestalten brechen aus dem Dickicht, stürzen auf den Pfandfinder, der wild mit dem Kolben um sich schlägt. Da schlingen sich von rückwärts Arme um seine Kehle, reißen ihn nieder. Würgen und betäuben ihn.



Hoch in der Luft glitzert die Waffe ...

Davie, halb besinnungslos vor Angst, folgt aus seinem Versteck dem Kampf. Sieht wie der hünenhafte Anführer der Indianer vor den Vater hintritt.

„Du bist ja ein Weißer!“ schreit Brandon auf.

„Das sollst Du keinem mehr erzählen!“

Das Entsetzen lähmt Davies Glieder. Er sieht, wie die Hand des Hünen nach dem Kriegsbeil greift.

Wie gebannt starrt er auf diese Hand ... diese gräßlich verstümmelte Gespensterhand, die nur zwei Finger hat.

Sieht die Finger, die sich wie Schlangen um das Beil spannen ...

Hoch in der Luft glitzert die Waffe im Schein des verlöschenden Feuers, dann saust sie nieder.

Ohnmacht umfängt den Knaben.

Am nächsten Morgen wird er von Pelzjägern gefunden, die seinen unglücklichen Vater begraben und den Knaben fortschaffen.

## DIE AXTE KLIRREN.

Zwanzig Jahre später. Präsident Lincoln, der ehemalige Pastor von Litchfield, hat die Millionen für den Bau der großen Eisenbahn bewilligt. Der Bau beginnt. Armeen von Menschen ziehen von der Ostküste Amerikas schienenlegend vorwärts. Ansiedlungen und Städte entstehen an der Eisenbahnlinie. Kämpfe mit Indianerstämmen, schier unüberwindliche Hindernisse des gewaltigen Urwaldes stellen sich dem Werk entgegen. Tausende von Chinesen, Negern und Indianern sind der Arbeiterarmee eingereiht worden, Buffalo Bill, der berühmte Büffel-



jäger, versorgt die Arbeiterlegion mit Proviant und treibt riesige Büffelherden über die Prärie zu den Pionieren. Zwei Jahre hat es gedauert, bis die eiserne Straße durch den Urwald bis an den Fuß des Bergriesen im Westen gelegt worden war. Wie viele Jahre wird es dauern, bis die Felsmassen überschritten, die Ebene wiedergewonnen und der ferne Westen – die Küste des Pazifik erreicht sein wird.

Am Fuße der Cheyenneberge, auf nakedem Geröll stehen die Hütten und Zelte der Pioniere von der Smoky-Gruppe, die von Marsh geleitet wird. Er, der nie an die Eisenbahn glauben wollte, zählt nun zu ihren Führern.

Seit Tagen stockt die Arbeit bei Marshs Gruppe. Oben im Gebirge, in Schluchten und auf frierender Waldblöße murren viele Hunderte von Arbeitern. Buffalo Bill ist ausgeblieben. Der Hunger klopft mit Skelettfingern an die Blockhäuser.

Die Arbeiter scharen sich in Gruppen. Abenteuerliche und phantastische Gestalten in ihren verwitterten, zeretzten Kleidern. Hunger hat die Gesichter ausgebleicht.

„Der Teufel hol’ die ganze Eisenbahn! Ich mach’ nicht mehr mit!“

„Ich auch nicht! Nichts zum Fressen, jeden Tag diese Schießerei mit den roten Hunden – kein Lohn und kein Dank – wir sind keine Tiere!“

„Der Alte weiß selber keinen Rat mehr! Über die Cheyenneberge kommt er nicht, und um die Berge rum darf er nicht, weil’s zu viel kostet. Und sein Ingenieur, der Jesson, der poussiert den ganzen Tag mit seinem hübschen Bräutchen, der Miriam Marsh!“

„Wir machen Schluß – –“

Klirrend fallen Schaufeln und Hacken auf den Steinboden. Brummend und grollend scharen sich die Arbeiter um die kleine Blockhütte, in der Marsh mit dem Ingenieur Jesson, dem Verlobten seiner Tochter, Kriegsrat hält. Karten und Pläne bedecken den rohen Tisch.

„Es hilft nichts, Jesson, die ganze Arbeit ist umsonst und wir können einpacken, wenn wir keinen Übergang über die Teufelsberge finden.“

„Es gibt keinen Übergang. Wir müssen den Umweg um den Smoky River machen.“

„Und wer gibt das Geld? Du weißt, Deroux, der Lump, dem alle Gründe um

den Smoky-Fluß gehören, hat wahnsinnige Preise für die Strecke verlangt.“

„Du wirst sehen, unser letzter Brief nach Washington hat Erfolg, sie werden uns das Geld für Deroux geben.“

Müde vergräbt Marsh sein graues Haupt in den Händen.

Draußen vor der Hütte aber mischt sich Miriam, die zum blühend schönen Mädchen herangewachsen ist, unter die Arbeiter. Für jeden hat sie ein freundliches Wort, einen lieben Blick. Das dumpfe Murren verstummt. Ein Witzwort fliegt auf. Einer lacht. Andere machen’s nach. Langsam greifen die derben Fäuste wieder nach Hacke und Schaufel.

#### DER DEPESCHENREITER.

Wie eine gelbe Flamme jagt der Falbe des Depeschenreiters über die Prärie. Weht über das wilde Gras, dessen Halme dick und wie verkrampft sich ineinanderballen; rast ohne Weg und Spur zu fernem Ziel. Es ist das Feuer der Welt, das diese fliegende Flamme trägt, das Feuer der Zivilisation, das sie zu ureinsamen Menschen bringt.

Starr brennt die Sonne, alles Leben austrinkend, jeden Pulsschlag dörrend – die gelbe Flamme jagt.

In stahlblauen Wolken verlischt der glühende Riesenofen des Himmels – aber die gelbe Flamme jagt . . . jagt weiter.

Und wie im Abendflüstern, das im Hochgras geheimnisvoll musiziert, die Kulisse des Gebirges, als würde es von geisterhaften Riesenflügeln getragen, heranschwelt, da rauscht die gelbe Flamme zu neuer, rasender Hast auf, wirft sich dem Wald entgegen, fällt vor dem von Schatten der Nacht schon zugedeckten Zeltlager zusammen – verlischt, weil sie ihre lichttragende Aufgabe erfüllt hat. Bei den äußersten Vorposten des Lagers zügelt der Depeschenreiter, ein sehniger, schlanker Bursche mit sonnverbranntem Gesicht und hellem, offenen Blick, seinen erschöpften Gaul. Er mustert die Gegend, den Wald, die seltam pittoresken Bergketten. Eine rauhe Stimme schreckt ihn auf.

„Wer da?“

„Depeschenpost aus Washington! Wo ist das Kommando-Quartier?“

Ein rothaariger Irländer zeigt ihm die Richtung, in der Marshs Blockhütte liegt. Der Depeschenreiter ist abgestiegen und





Davie Brandon ist da . . . der kleine Davie Brandon!

führt seinen Falben am Zügel. Aus einer Ledertasche, die er unter dem Wams trägt, holt er den Brief aus Washington hervor.

Er verhält seinen Schritt, lauscht in die mondhelle Nacht, schließt wie träumend die Augen und preßt den Brief an sein stürmisch klopfendes Herz.

Den Brief, für den er sechs Tage hindurch in tollkühner Parforcejagd über die Prärie gesprengt ist. Der Brief, der seinem braven Falben Flügel verlieh . . .

Und er blickt auf die Aufschrift, die er wohl tausendmal gelesen in diesen letzten Tagen. Er entziffert im bleichen Licht des Mondes den Namen, der ihn bis ins Innerste aufwühlt, den Namen, mit der seine Kindheit, sein ganzes Leben verknüpft ist, den Namen, den er zwanzig Jahre im Kopf getragen, in die Winde der Steppe geschrien, in das Moos der Urwälder gestöhnt hat.

Thomas Marsh . . . Miriams Vater!

Miriam . . .

Rauschen die Bäume nicht ihren Namen?  
Steht er nicht in den Sternen da oben . . .

Miriam —!

Mit einem Ruck reißt sich der nächtliche Reiter aus seiner Träumerei und nähert sich bangen Herzens der Blockhütte, vor der er sein Pferd anpflockt.

Erstaunt blickt Marsh auf den späten Gast.

„Briefe aus Washington!“

Hastig reißt der Alte den Umschlag auf, vergißt den Burschen, der an der Tür steht, verlegen seinen Hut in den Händen dreht und mit unsagbarer Spannung jede Kleinigkeit seiner Umgebung mustert.

Da — da!

Ein hauchzarter weißer Seidenshaw! auf der Ofenbank!

Ein Glücksgefühl von überwältigender Wucht beseligt den todmüden Reiter.

Mit einem Stöhnen schiebt Marsh den Brief von sich.

„Verloren — alles verloren!“ murmelt er vor sich hin. Er hat den Boten vergessen, der schüchtern im Halbdunkel an der Tür steht.



Es gibt keinen Paß über diese verdammten Berge . . . und Washington verweigert das Geld . . .

„Es gibt einen Paß über diese Berge, und ich kenne ihn!“

Marsh schreckt auf und starrt nach der Türe.

Mit klarer und bestimmter Stimmesprache der Reiter, den Marsh vollkommen vergessen hatte, diese Worte.

„Was sagst Du da, Bursche?“

„Es gibt einen Paß. Mein Vater hat ihn mir vor mehr als 20 Jahren gezeigt, kurz bevor er von den Rothäuten ermordet wurde!“

„Wer bist Du?“

„Ich heiße Davie Brandon.“

„Brandon? Aus Litchfield?“

„Ja, Herr Marsh, der kleine Davie Brandon, der . . . der immer mit Ihrer Tochter Miriam spielte!“

Fassungslos zieht Marsh den Burschen zur Lampe.

„Davie – Du?“

Er eilt an eine Türe der Hütte, klopft, ruft:

„Miriam – komm' rasch . . . Davie Brandon ist da . . . der kleine Davie Brandon!“

#### WEISST DU NOCH?

Das Erzählen nimmt kein Ende an diesem Abend in der Blockhütte.

Davie kann sich nicht sattsehen an dem wunderschönen Mädchen, das neben ihm am Tisch sitzt, mit ihren großen blauen Augen an seinen Lippen hängt und seinen Worten lauscht. Miriam, die Jugendliebte, die er zwanzig Jahre nicht gesehen hat. Und sie neigt leise, fast ein wenig traurig, das schöne, jetzt im unsicheren Lampenschein doppelt rührende und süße Angesicht.

Er erzählt von den Wochen im Urwald, von dem furchtbaren Tod seines Vaters, und seine braunen Fäuste krampfen sich zusammen, wie er von jener weißen, zweifingrigen Bestie berichtet, die seinen Vater ermordet hat.

Er erzählt von seinem Wanderleben, das ihn durch alle Winkel der Prärie getrieben, bis er schließlich als Depeschenreiter vom Staat angestellt wurde.

Aber er erzählt nicht, daß er in all den langen Jahren an Miriam gedacht hat,

und daß diese Stunde des Wiederfindens das ständige Ziel seiner heißen Sehnsucht war.

Auch Miriam hat viel zu erzählen.

Aber ihre Augen sind seltsam verschleiert und ihre Stimme stockt des öfteren.

Was verschweigt sie? Ein hastiges Klopfen an der Türe schreckt die Versunkenen auf. Jesson, der draußen auf der Strecke von dem nächtlichen Besuch des Depeschenreiters gehört hat, ist sofort zum Kommandoquartier geeilt. Er beachtet kaum den Depeschenreiter und wendet sich mit größter Spannung zu Marsh.

„Gute Nachrichten aus Washington? – Ist der Landkauf bewilligt?“

Marsh schüttelt den Kopf.

„Nein – Washington hat das Geld nicht bewilligt; – aber hier, Davie Brandon, ein alter Freund aus Litchfield, kennt einen Paß über die Cheyenneberge, und er wird ihn uns zeigen.“

Überrascht und – wie es Davie scheint – mit einer fast zornigen Gebärde wendet Jesson den Kopf und mustert den Depeschenreiter.

„Es gibt keinen Paß in diesen Bergen – was soll das nutzlose Geschwätz?“

Ruhig lächelnd hält Davie dem drohenden Blick des Ingenieurs stand.

„Sie irren sich . . . ich kenne den Paß! Diese Gegend ist mir besser bekannt als Ihnen, Herr . . .“

„ . . . Jesson,“ wirft Marsh ein, „Ingenieur Jesson, der Verlobte meiner Tochter.“

Liegt nicht ein mitleidiges Zögern bei diesen Worten in der Stimme des Alten?

Wird Miriam nicht um einen Schatten bleicher?

Und Davie – steht sein Herz wirklich nicht stille?

Wozu schlägt es noch?

Was soll er denn noch auf dieser Welt?

Achselzuckend wendet sich Jesson zur Türe.

„Wenn Sie Ihrer Sache so sicher sind, desto besser für uns!“

\*

#### GESTALTEN IM MONDLICHT.

Die tiefe Nacht der Wildnis ist angebrochen. Von den Menschengedanken hoch oben kaum ein Laut. Nur aus gären-





Davie starrt gebannt auf das verzerrte Antlitz Deroux'...

der Tiefe des Waldes dringt lechzendes Gurgeln, dröhnt stöhnendes, brünstiges Gebrüll und Geblöke einer gelösten Tierheit. Dazwischen der versprengte Schlag einer Axt von den Arbeitsstätten. Das ist die seltsame Musik, die drohend und rätselhaft die fahle Mondnacht erfüllt.

Davie hat sich von Marsh und Miriam verabschiedet. Alles im Zeltlager liegt im tiefen Schlummer. Davie aber ist vom Lager fort durch die Felsen ins Tal hinunter gestiegen. Er findet heute keinen Schlaf. Wild kreisen die Gedanken in seinem Hirn.

Davie steht am Rande seiner geliebten Prärie und starrt in ihre versiegelte Undurchdringlichkeit.

Jesson . . . der Verlobte Miriams –  
So klingt es in seinen Ohren!

Er setzt sich in den Schatten eines Busches.

Jesson . . . Jesson . . .

Alle Grausamkeiten der Hölle birgt dieser Name für den Unglücklichen, der in dieser Nacht sein Lebensglück zertrümmert sieht.

„Jesson!“

Was war das? Täuscht ihn sein fieberndes Hirn? Antwortet das Dickicht dem Stöhnen einer zermarterten Seele? Klang nicht, leise unterdrückt, der Ruf dieses Namens von da drüben?

Unbeweglich kauert sich Davie in den Schatten. Seine Hand greift nach der Pistole im Gürtel.

Da klingen Schritte über ihm. Steine bröckeln und rieseln. Eine dunkle Gestalt kommt eilenden Schrittes vom Zeltlager oben herunter zur Lichtung.



Es ist der Ingenieur.  
Er sieht sich prüfend um.  
Ein leiser Pfiff.

Drüben aus dem dunklen Unterholz,  
aus dem früher der verhaltene Ruf erklang,  
löst sich eine mächtige Männergestalt.

„Sind Sie es Deroux?“

„Was gibt's?“

„Unser Spiel ist verloren! Washington lehnt den Kauf Ihrer Ländereien ab. Und überdies will die Canaille, der Depeschenteiler, der den Brief brachte, einen Paß über diese Berge kennen.“

„Der Teufel soll ihn holen!“

Zornig stampft Deroux auf.

Auf seinem finsternen Gesicht malen sich Wut und angestrengtes Nachsinnen.

Davie starrt aus seinem Versteck wie gebannt auf das verzerrte Antlitz Deroux!

Woher kennt er dieses Gesicht, das jetzt im unsicheren Mondlicht geisterhaft droht!?

„Ich gebe das Spiel nicht auf, Jesson! Sie wissen, wieviel mir daran liegt, daß die Bahn nicht durch die Berge, sondern längs des Smoky-Flusses über meine Gründe gelegt wird. Sie sind ja selber an dem Geschäft interessiert, oder wollen Sie die dreißigtausend Dollar, die ich Ihnen versprach, wenn Sie keinen Paß finden, gutwillig fahren lassen?“

Mit einem unterdrückten Fluch erwidert Jesson.

„Hören Sie! Der Bursche wird niemandem den Paß verraten. Sie wissen, ich habe seit vielen Jahren gute Freunde da draußen in der Prarie. Meinem Ruf gehorchen tausend Cheyennekrieger. Ich werde heute Nacht noch die verabredeten Signale zum Angriff auf das Lager geben und von der ganzen Belegschaft hier soll kein Mann lebend entkommen. Sie selbst warten in der Werkzeug-Hütte bei der zerschmetterten Tanne bis der Kampf vorüber ist. Ich werde selbst den Überfall leiten und die ausgehungerten Arbeiter werden sich den Rothäuten ohne Widerstand ergeben.“

Deroux zog seine Uhr aus dem Mantel hervor.

„Jetzt ist es ein Uhr . . . die Indianer liegen eine Stunde von hier in den Bergen versteckt und warten seit Wochen auf mein Angriffssignal.“ Mit hastigen Bewegungen zeigt Deroux nach den Bergen.

Das Mondlicht fällt auf seine Hand. Davies Blut erstarrt zu Eis. Deroux Hand ist verstümmelt und hat nur zwei Finger.

Dieses Gesicht! . . . Diese Gespensterhand!

Blitzartiges Erinnern. Eine Axt . . . im Mondlicht . . .

„Um 3 Uhr greife ich das Lager an.

Will doch sehen, ob sie nicht nachgeben in Washington und den Geschmack an den Bergen verlieren, wenn hier die Strecke abbricht und keine Seele mehr am Leben bleibt!“

Jesson zögert einige Sekunden. Dann wirft er entschlossen den Kopf zurück.

„Ich warte in der Hütte!“

Eilig entfernen sich die beiden Gestalten. Während Jesson aufwärts gegen das Lager steigt, verschwindet Deroux im Dunkel des Waldes.

#### ALARM.

Davie horcht, bis beide außer Hörweite sind. Dann schleicht er geschmeidig wie eine Katze auf einem Umweg zum Lager zurück. Er vergewissert sich, daß sich Jesson zu dem Unterstand bei der Tanne begeben hat, pirscht sich an die Kommandohütte, weckt Marsh und berichtet mit fliegender Hast das Gehörte.

Sprengt selber durch das Lager bis zu den äußersten Vorposten. In wenigen Minuten steht alles unter Waffen. Davie führt die ganze Besatzung aus dem Lager fort und verbirgt sie hinter den Felsen, an deren Fuß das Lager liegt.

Stumm folgt Miriam seinen Weisungen und läßt sich in ein sicheres Versteck in den Felsen führen.

Die dritte Morgenstunde naht. In langer Linie nähern sich unten in der Prarie gleitende Gestalten. Die Nerven der Besatzung sind bis zum Bersten gespannt.

Näher und näher rücken die Linien ans Lager.

Vor ihnen die mächtige Gestalt Deroux'.

Jetzt hat er die äußersten Zelte erreicht und hebt zeichengebend den Arm.

Den Arm mit seiner Zweifingerhand.

Da kracht Davies Büchse.

Deroux sinkt getroffen zu Boden.

Viele hundert Büchsen zugleich speien den verblüfften Angreifer Tod und Verderben entgegen.



Tausendfach werfen die Felsen den Salvendonner zurück.

Wildes Knattern von droben.

Wutgeheul – Todesschreie von unten.

Die Hölle ist los in dieser fahlen Mondnacht im Cheyennegebirge.

In wilder Flucht jagen die Rothäute davon.

Da löst sich eine kleine Reitergruppe aus der Menge der Fiehenden. Voran der Häuptling der Cheyennen im Kriegsschmuck. Sprengen zu der Hütte bei der zerschmetterten Tanne.

Der sterbende Deroux nannte den vermeintlichen Verräter und sein Versteck...

Davie beißt die Zähne zusammen. In seinen Augen glimmt ein düsteres Licht, während er zur Hütte starrt. Ein gräßlicher Schrei da drüben. Wenige Sekunden später folgen die Rächer den fliehenden Gefährten.

Niemand findet Schlaf in dieser Nacht.

Beim Morgengrauen melden Posten das Nahen riesiger Büffelherden. Es ist Buffalo Bill, der endlich seine Herden nach langen gefährlichen Präriemärschen herantreibt.

Vergessen ist Hunger und Entbehrung.

Als die Sonne die Bergspitzen vergoldet, führt Davie die Arbeiterarmee zu dem Paß in den Cheyennebergen, den ihm sein Vater in seiner Todesnacht gezeigt hat.

\* \*

Wenn das Feuerroß über den Leib des amerikanischen Festlandes rast und die roten Schlußlichter verglimmen, steht Davie Brandon oft sinnend neben der Strecke. In seinen Armen ruht Miriam, seine Jugendgeliebte, jetzt sein treues Weib.

Davie aber sinnt lächelnd einer Vision nach: der Erscheinung seines Vaters, der ihm den Weg weist über die nachtschwarzen Abgründe des Lebens zum lichten Glück.







# Dick Turpin

— *der galante Bandit.*

Vor etwa 200 Jahren war das Reisen kein Vergnügen. Wer nicht dringende Geschäfte hatte, mied die Landstraße nach Sonnenuntergang. Allerlei lichtscheues Gesindel lauerte den harmlosen Wanderern auf, um sie um ihre Barschaft zu erleichtern. Aber neben den Strauchdieben und Wegelagerern gab es damals noch Banditengestalten, die von Abenteuerlichkeit und Romantik umwittert waren und die trotz ihres lichtscheuen Gewerbes edler Regungen fähig waren. Eine ganz besondere Stellung unter den Banditen aller Zeiten nimmt der englische Wegelagerer Dick Turpin ein. Er trieb sein Unwesen um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Seine Beutezüge richteten sich keineswegs wahllos gegen jedes beliebige Opfer, das des Weges kam. Die Chronik berichtet, daß Dick Turpin von den Armen und Bedürftigen wie ein Halbgott geliebt wurde,

denn wo er wirkliche Not sah, schenkte er mit vollen Händen. Er nahm ausschließlich von jenen, die seiner Meinung nach viel zu viel von jenem edlen Metall besaßen, das, mit Maß verteilt, die Grundbedingung eines schönen und friedlichen Lebens bildet. Die reichen Kaufherren, die mit Extrakutschen die nächtliche Landstraße bereisten — das war seine Spezialität. Ganz besonders rühmt die alte Chronik die Galanterie, die Dick Turpin Damen gegenüber an den Tag — oder besser gesagt an die Nacht — legte.

In einer Vorfrühlingsnacht des Jahres 1742 hatte sich Dick Turpin in der Nähe Londons in einem Wäldchen hart an der Landstraße postiert. Die Luft war sanft und milde, und man konnte schon den Duft der ersten Veilchen wittern. Schwacher Mondschein erhellte die Landstraße; — es war eine Nacht nach Dick Turpins



Geschmack. Irgend etwas mußte sie für ihn bringen. Er wußte nur nicht genau, ob das Abenteuer seinem Herzen oder seinem Degen bevorstand. Plötzlich Pferdetrappel auf der Landstraße . . . Mit einem Satz ist Dick im Sattel und läßt mit atemloser Spannung den einsamen nächtlichen Reiter, der sich wie ein schwarzer Schatten von dem Grau der Straße abhebt, herankommen. Er hüllt sich fester in seinen Radmantel, drückt den schwarzen Schlapphut fester ins Gesicht und rückt die Halbmaske, die er bei der Arbeit vor dem Gesicht zu tragen pflegt, zurecht. Dann drückt er seinem Gaul die Sporen in den Leib und mit einem donnernden Halt verlegt er dem Reiter den Weg. Dieser reißt sein Pferd hoch und ist mit einem Satz hart an Dick und drückt ihm seinerseits die Pistole in den Rücken. Zu seinem größten Erstaunen sieht Dick, daß der Andere ebenfalls eine Maske vor dem Gesicht trägt und unter einem weiten Radmantel bis zur Unkenntlichkeit verhüllt ist.

Beide lachen laut auf.

„Faule Zeiten,“ flüstert Dick, „wenn sich zwei alte Freunde und Kollegen wie wir gegenseitig den Weg verlegen. Was treibst Du, King, und wohin führt Dich Dein Weg?“

Der so angededete war der berühmte Postkutschenräuber Thomas King. Er steckte seine Pistole wieder zurück in den Gürtel, nachdem er seinen alten Freund Dick erkannt hatte.

„Ich muß nach London. Morgen ist großer Boxkampf und Tommy, ein guter Bekannter von mir, wird gegen Old Buckhorse antreten. Der Kampf findet in Brouthens Spelunke statt.“

„Dein Freund wird nichts zu lachen haben, Buckhorse führt eine verdammt knochige Faust. Wenn ich Zeit habe, sehe ich mir das Spektakel an.“

Die Beiden verabschiedeten sich, und während King in der Richtung nach London entwand, postierte sich Turpin wieder auf seinem alten Platz im Wäldchen.

Die Nacht fing ja gut an. Wenn ihm kein anderer Fang gelingt als der Überfall auf King, wird er morgen den Hungergürtel etwas enger schnallen müssen.

Ein halbes Stündchen mochte vergangen sein, da vernahm Dicks scharfes Ohr in weiter Ferne das Rollen eines Wagens. Keine Engelsmusik hätte in dieser ein-

samen Nacht lieblicher an sein Ohr klingen können. Seine Freude war grenzenlos, als er in dem heranrollenden Gefährt eine kostbare Extrakutsche erkannte. Neben dem Kutscher, der die vier Gäle zu größter Eile antrieb, saß noch ein Lakai. Die seidenen Vorhänge der Kutsche waren fest zugezogen. Die beiden Burschen auf dem Bock warfen scheue Blicke nach dem dunklen Gehölz neben der Landstraße. Beide wünschten sich, schon in London im warmen Bett zu liegen. Wieder stößt Dicks Rappe wie ein Pfeil aus dem Wald, und auf sein donnerndes „Halt“ pariert der Lenker der Kutsche zu Tode erschrocken seine Gäle.

„Haltet Euch still da oben, ihr Burschen, sonst knalle ich Euch herunter! Wer ist in der Kutsche?“

Zitternd und zähneklappernd stammelt der Kutscher:

„Seine Heiligkeit der Bischof von York!“

„Donnerwetter, der alte Herr wird mich noch beim lieben Gott verklagen, daß ich ihn so unsanft aus der Ruhe geweckt habe.“ Das Fenster der Kutsche wird polternd heruntergelassen, und notdürftig in Decken gehüllt sieht der greise Kirchenvater aus dem Wagen. Mit einem Blick erkennt er die Situation, und für sein Leben fürchtend, reicht er mit zitternder Hand seine wohlgefüllte Börse dem Räuber entgegen. Dick Turpin aber reißt seinen Hut herunter, verbeugt sich tief im Sattel und wehrt lächelnd ab: „Wo denken Sie hin, ehrwürdiger Herr Bischof; ich weiß wohl, daß es keinen größeren Wohltäter der Armen gibt als Sie. Wenn ich diese Börse nehmen wollte, würde ich ja das Geld den armen Leuten wegnehmen, die Sie sonst damit beschenken. Verzeihen Sie, daß ich Sie in Ihrem Schläfe gestört habe,“ und schon hat er sein Pferd gewendet und ist im Dunkel der Nacht verschwunden.

Der Bischof schüttelt sein graises Haupt, der Kutscher auf dem Bock schlägt auf die Pferde ein, und donnernd rollt die Karosse davon.

Nachdenklich bezog Dick von neuem sein Versteck. Was war das für eine verrückte Nacht! Abenteuer über Abenteuer und noch keinen Penny dabei verdient. Ja, wenn man kein Gewissen hätte oder so ein richtiger Buschräuber wäre wie Thomas King, der hätte sich den Teufel darum geschert, ob die Armen von



London das Geld des Bischofs bekommen oder nicht. Nachdenklich griff Turpin nach seiner Schnupfdose. Sie war leer, und ärgerlich klappte der Abenteurer den Deckel der Dose zu. Er war ärgerlich über sein weiches Herz, das ihm bei seinem Geschäft hinderlich war, und er war fest entschlossen, das nächste Opfer, das ihm die Landstraße in dieser Nacht bieten würde, bedingungslos hinzunehmen. Das Glück meinte es gut mit ihm, denn kurz darauf vernahm er wieder das liebliche dumpfe Rollen, das das Herannahen einer Reisekutsche ankündigte. Wenige Minuten später hat Turpin die Pferde der Kutsche zum Stehen gebracht und hält mit vorgehaltener Pistole die Dienerschaft im Schach.

Der Wagenschlag öffnet sich und ein gekennhaft geschniegelter Kavalier, den Degen in der Faust, springt auf die Landstraße. Dick kann ein Lächeln nicht unterdrücken. An dem Wappen der Wagentür hatte er erkannt, daß der Insasse Lord Churlton, einer der reichsten und verwöhntesten Aristokraten Londons war. Dicks Pistole knallt und der Hut seiner Lordschaft rollt in den Staub der Landstraße.

„Legen Sie ruhig Ihren Zahnstocher weg und reichen Sie mir gefälligst Ihre Börse.“ Seine Lordschaft ist äußerst ungehalten über diese Begegnung, aber was soll er schließlich tun. Der Kerl im schwarzen Radmantel scheint keinen Spaß zu verstehen. Mit einer verächtlichen Hand-

bewegung wirft er seine schwergeladene Börse aus dem Wagen. Dick gibt dem Kutscher ein Zeichen und die Karosse rollt davon. Schmunzelnd wiegt Turpin die Börse seiner Lordschaft. Sie ist mit funkelnden Goldstücken gefüllt. Eben will er sein Pferd wieder in das schützende Dunkel der Bäume bringen, da stößt seine Stiefelspitze an eine Dose, die Churlton verloren haben muß. Es ist eine kostbare Schnupftabakdose. Nichts hätte Dick lieber sein können. Was helfen ihm die Goldfuchse – die konnte er doch erst beim Morgengrauen nutzbringend anlegen, aber der feine Duft des honigfarbenen Tabaks war wirklich ein köstlicher Ersatz für seine eigene leere Dose. Auf der einen Seite des goldenen Deckels befindet sich das Bild eines lieblichen Mädchens. Entzückt betrachtet der Bandit den engelgleichen Mädchenkopf, dann beschleicht Wehmut sein Herz. Wie glücklich die Männer, die so ein zartes Geschöpf ihr eigen nennen dürfen, die, von ihren Mitbürgern geehrt und geachtet, unter einem sicheren Dach ihr Leben führen dürfen. Wo wird er einmal enden? Wie lange wird er sich seinen Verfolgern entziehen können? Denn sie sind hinter ihm her wie die Hunde hinter dem Hasen. Hätte er nicht soviel gute Freunde unter den Bauern und Tagelöhnern gehabt, dann hätten sie ihn wohl schon längst gefaßt und zum Galgen





geführt. Wenn man ein neues Leben anfangen könnte! Wenn man England verlassen könnte und in einem andern Land unerkannt als ehrbarer Bürger leben dürfte. Wieder ruhen Dicks Augen voll sanfter Schwermut auf dem Mädchenbild in der goldenen Dose... Ja, wenn man so einen Schatz sein eigen nennen dürfte, dann wäre alles leicht, dann würde man ein guter Mensch werden und das ganze Leben könnte ein Himmel auf Erden sein. – Pistolenschüsse schrecken Dick aus seiner Träumerei. Er lauscht. Die Schüsse kommen aus geringer Entfernung. Jetzt ein durchdringender Schrei aus weiblicher Kehle. Dort, wo die Landstraße hinter dem Wald verschwindet, schwankender Lichtschein von schaukelnden Laternen. Mit verhängten Zügeln sprengt Turpin nach der Waldecke. Eine Karosse ist mit dem Hinterrad in den Straßengraben gestürzt, scheu bäumen sich die vorgespannten Pferde, dunkle, vermummte Gestalten dringen auf die Postkutsche ein. Einer der Kerle zieht ein reich gekleidetes junges Mädchen aus dem Innern des Wagens. Halb ohnmächtig hängt sie in den Armen des Räubers. Mit einem wilden Fluch fährt Turpin wie ein Ungewitter zwischen die Banditen. Einige wuchtige Schläge mit dem Kolben der Pistole und die verblüfften Wegelagerer ergreifen die Flucht. Mit einem Sprung ist Dick neben dem Mädchen, das ohnmächtig niedergesunken ist. Er nimmt sie in die Arme, benetzt ihre Schläfen und streicht mit scheuer Zärtlichkeit das blonde Haar aus ihrer Stirn. Sie schlägt die Augen auf und Dick ist es, als habe er noch nie im Leben so klare Reinheit erschaut, wie sie ihm aus diesem blassen Mädchenantlitz entgegenleuchtet.

Langsam entsinnt sie sich des Geschehenen und versteht, daß es ihr Lebensretter ist, der neben ihr steht. Mit wenigen Worten erklärt sie Dick, daß sie mit ihrem Onkel, dem Squire Scrabtrie, und ihrer Magd Sally unterwegs nach London war.



„Und wo sind Ihre Begleiter hingekommen?“ „Sie sind davongelaufen, als die Banditen unsern Wagen anhielten! Auch der Kutscher lief so schnell, daß er seine Beine tragen konnte.“ Ein verächtliches Lächeln umspielte Dicks Lippen. „Wenn Sie gestatten, schönes Fräulein, werde ich Sie selber nach London bringen, es dürfte das Sicherste sein.“ Mit einigen Griffen seiner kräftigen Arme hob Dick den Wagen aus dem Graben auf die Straße, dann beruhigte er die Pferde, nahm an der Seite Alice Scrabtries auf dem Bock Platz. Sein eigener Gaul schloß sich den Kutschpferden an.

„Erzählen Sie mir etwas von sich – unsere Begegnung ist ja keine alltägliche und der Weg bis London ist weit.“

Traurig blickte das schöne Mädchen auf Dick Turpin.

„Mein Onkel bringt mich nach London, um mich dort zu verheiraten. Er hat mir auch schon einen Bräutigam ausgesucht, aber...“ Sie schwieg, und Dick wagte nicht zu fragen. Er verstand, daß dieses schöne Mädchen zur Heirat mit einem ungeliebten Mann gezwungen wurde. Scheu blickte er nach ihr und es war ihm, als kenne er dieses sanfte Gesicht schon lange... Plötzlich zuckt eine Erinnerung durch sein Hirn. Er holt aus der Tasche die Dose, die er nach dem Kampf mit Churlton auf der



Straße fand. Kein Zweifel, das Bildnis in dem Deckel der Dose war niemand anders als seine schöne Nachbarin. Alice wurde aufmerksam.

„Wo haben Sie diese Dose her?“

„Ich fand sie heute Nacht auf der Landstraße.“

„Sie gehört meinem . . . Lord Churlton, dem Mann, den ich heiraten soll.“

Alice bricht in Tränen aus.

„Gibt es denn keine Rettung für mich? Es geht ja um mein ganzes Leben – helfen Sie mir!“

Turpin ist im tiefsten Innern ergriffen von dem verzweifelten Schluchzen des schönen Mädchens. Noch nie war es ihm so zum Bewußtsein gekommen, daß er aus der Gesellschaft ausgestoßen und geächtet war. Durfte er, der verfolgte Bandit, seine Hilfe anbieten? Wie entgeistert starrte er vor sich in das Dunkel der Nacht.

„Ich würde Ihnen von ganzem Herzen gerne helfen, und ich werde Ihnen helfen, wenn Sie es befehlen, aber vorher sollen Sie wissen, mit wem Sie sprechen.“

Mit verschleierter Stimme, im tiefsten Innern aufgewühlt, beginnt er, stockend und tastend, die Geschichte seines Lebens zu erzählen. Wie wohl es ihm tut, jahrelang Verborgenes in einer lauen Frühlingsnacht diesem engelgleichen Geschöpf berichten zu dürfen. Er erzählt alles.

Er beschönigt nichts. Als er bei seinem letzten Streich, dem Überfall auf Churltons Kutsche, anlangt, spielt ein schadenfrohes Lächeln für Sekunden um seine Lippen. Als er seine Beichte geendet hat, wagt er nicht nach seiner Nachbarin zu sehen. Voll Mitleid und Bewunderung ruhen Alices blaue Augen auf dem kühnen Antlitz Dicks. Sie faßt nach seiner Hand.

„Sie haben mein Leben gerettet – ich werde Ihnen dafür danken solange ich atme. Wenn Sie irgend einen Weg wissen, um mich von meinem schrecklichen Schicksal zu befreien, dann helfen Sie mir.“

Dick fühlt den sanften Druck der warmen Mädchenhand. Nie gekannte Seligkeit erfüllt sein Herz. Hat er sie in seine Arme genommen? Ist sie, überwältigt von dem heiligen Schauer der Frühlingsnacht, an seine Brust gesunken? Die Pferde stehen still und grasen friedlich am Straßenrand, als Dick wieder die Zügel ergriff.

\* \* \*

Als sich die Sonne am nächsten Tage zum Untergehen anschickte, hatte Dick, unterstützt von seinem treuen Kumpan King, mit seiner Braut Alice die Grenze erreicht. Eng aneinandergeschmiegt stand das liebende Paar am Bug des Schiffes, das sie nach Frankreich bringen sollte, bis der glühende Sonnenball hinter dem Wasserspiegel verschwand.





# Teufel-Tempo-Tom!

Teufel noch einmal! Tom Steele hatte bei Gott keinen leichten Posten. Saß da mit ein paar Dutzend handfester Burschen mitten in der Sierra Nevada und hatte aufzupassen, daß 250 Kilometer Fernstromleitungen in Ordnung blieben. Müssen bedenken, was das in einem solch gottverdammten Landstrich bedeutet wie die Sierra Nevada. Im Sommer Sandstürme, im Winter Schneestürme . . . dazu Wege, daß ein mittelalterliches Karrengeleise die reinste Asphaltbahn dagegen schien. Und dazu immer allerhand „Abwechslung“ durch die Burschen, die sich partout nicht ausreden ließen, daß die Haut ihres Mitmenschen nicht dazu da sei, durchlöchert zu werden und immer glaubten, der liebe Herrgott habe den Menschen Messer und Revolver gegeben, um „sich auszusprechen“ — und den Mund höchstens zum Saufen.

Trotz alledem war Tom Steele immer guter Laune. Es gab auf 100 Meilen in der Runde sicherlich keinen hübscheren,

handfesteren Burschen als ihn. Seine Kraft war ebenso gefürchtet, wie seine Schießfertigkeit, und ein flammender Zornesblick aus seinen großen Augen schüchterte selbst hartgesottene Rowdies ein. Na ja, wie es fast immer ist . . . das Bewußtsein seiner Kraft und seiner überlegenen Autorität gab ihm eine sieges-sichere Freundlichkeit, einen lebenswürdigen Humor, der ihm im Sturme Herzen gewinnen konnte. Und alles wäre trotz der oben genannten Schwierigkeiten in bester Ordnung gewesen, wenn nicht,



. . . Aber er hatte nicht mit Toms Wagemut gerechnet . . .



na ja, wenn eben nicht ein Weib dazwischen gekommen wäre. Sie hieß Nancy Brewster und war ein verteuftelt hübsches Mädchen. Dazu hatte sie einen reichen Vater und nahezu ebensoviele Launen wie der Alte Dollars. Seit sie in Toms Leben getreten war, wurde der arme Kerl auf einmal ein ganz Anderer.

Der alte Brewster war der Chef der San Sebastian Power Company, eines Konkurrenzunternehmens der Ajax Power Co., bei der Tom Steele angestellt war. Bei seiner letzten Inspektionsreise hatte Brewster seine Tochter mitgenommen, die bis dahin in seinem Vizedirektor Francis Earle sozusagen das Ideal eines Mannes erblickt hatte. Sozusagen, das heißt soweit so etwas eben Nancy Brewster möglich war. Und der ebenso hübsche wie skrupellose Earle hatte gefunden, daß sich die niedliche Erscheinung der kleinen Nancy auf dem goldenen Hintergrunde der väterlichen Dollars sehr gut abhob.

Es sollte aber alles anders kommen. Und daran war ein Bär schuld. Ein echter, veritabler Bär mit großem Rachen und fürchterlichen Pranken, dem Nancy eines Tages im Walde begegnete. Als er ihrer ansichtig wurde, richtete er sich höflich auf und kam mit freundschaftlich ausgebreiteten Armen auf sie zu. Dazu brummte er in seiner ungehobelten Sprache irgend ein paar Begrüßungsworte, die aber Nancy nicht zu verstehen schien. Denn sie lief schreiend davon. Der Bär war außerordentlich peinlich berührt über dieses Mißverstehen seiner guten Absichten und lief der Lady nach, um sich zu entschuldigen. Wie nun eben Frauen schon einmal sind, faßte sie das erst recht falsch auf und raste hilfeschreiend davon, was sie konnte. Sie kam aber nicht weit. Denn in der Angst übersah sie eine große Wurzel und wäre der Länge nach hingeschlagen, wenn der liebe Gott nicht rechtzeitig auf einen Meter dahinter Tom Steele hätte auftauchen lassen, der nun seinerseits das junge Mädchen in die schützenden Arme nahm. Als sie sich von ihrem Schrecken etwas erholt hatte, machte Tom die Herrschaften bekannt. Denn der Bär war kein Ungeheuer, sondern ein guter, zahmer Freund Toms, der tatsächlich bei seinen Annäherungsversuchen nicht die geringsten schlechten Absichten gehabt hatte. Für Nancy war das eine Sensation. Ein junger, starker, hübscher

Mann, der mit Bären befreundet war ... das war ihr etwas Neues und Ungewohntes. Und sie begann Tom Steele sehr interessant zu finden. Tom selbst, dem jedes Vergleichsobjekt fehlte, war von vornherein hingerissen von dem Zauber des hübschen Mädchens. Wenn er auch nur einigermaßen in der Mythologie bewandert gewesen wäre, hätte er sie sicher mit irgend einer reizenden Göttin verglichen. So begnügte er sich, in seinem Innern festzustellen, daß sie „ein verdammt entzückendes Geschöpf“ sei. Und damit wäre ja eigentlich die goldene Brücke geschlagen gewesen, auf der sich die beiden hätten treffen können. Wenn nicht Nancy die Dummheit begangen hätte, beim Abschied Tom einzuladen, sie in der Stadt zu besuchen.

Von dieser Reise kehrte Tom in höchst unangenehmer Stimmung zurück. Denn erstens hatte ihm der widerliche Earle (und welcher Nebenbuhler ist nicht widerlich?) angedeutet, daß er mit Nancy so gut wie verlobt sei, und zweitens hatte Nancy nicht begreifen wollen, daß ein Mann, der jahrelang unter allerhand Gesindel und ständiger Gefahr zugebracht hat, nicht gerade die geeignetste Figur für den Salon einer jungen Dame ist. Sie fand ihn auf einmal plump und tollpatschig, und man trennte sich sehr kühl.

Damit wäre alles eigentlich so gut wie aus gewesen, wenn nicht die amerikanische Regierung dazwischen gekommen wäre. Die amerikanische Regierung hatte zwar keine Ahnung von Tom Steele oder von Nancy Brewster, aber sie hatte Land in der Gegend, wo die beiden Kraftwerke arbeiteten und war bereit, dieses Land abzugeben. Das sollte nach der guten alten Sitte vor sich gehen, daß an einem bestimmten Tage all die Leute, die Anspruch auf das Land erheben wollen, zu gleicher Zeit zum Sheriff reiten, und daß derjenige, der zuerst dort anlangt und seinen Anspruch geltend macht, als Sieger aus diesem Wettbewerb hervorgeht. Also sozusagen eine wirtschaftliche Distanz-Steeple-chase.

Na, Sie können sich denken, daß man sowohl bei der „Ajax“ wie bei der „San Sebastian“ die besten und tollsten Reiter verpflichtet hatte. Und Sie können sich ebenso denken, daß Tom Steele der berufenste Vertreter der Interessen seiner Company war. Immer näher rückte der



große Tag der Entscheidung. Und da mit dieser sozusagen vitale Interessen der beiden Gesellschaften auf dem Spiele standen, war es nicht zu verwundern, daß Mister Brewster mit Tochter wieder eingetroffen war. Eigentlich unnötig zu erwähnen, daß auch Francis Earle wieder mitgekommen war.

Aber Nancy und Tom waren trotz der amerikanischen Regierung nicht zusammengekommen. Denn „er“ war wütend und behandelte das kapriziöse Mädchen

aufgefunden und halbtot vor Erschöpfung in eine der Unterkunftshütten der „Ajax Co.“ gebracht werden konnte.

Wenn zwei Leute, die sich eigentlich lieb haben und nur aus Trotz nicht zusammenkommen konnten, auf einmal gezwungen sind, eine ganze Nacht zusammen in einer Schutzhütte zu verbringen, kommen sie erfahrungsgemäß am anderen Morgen versöhnt und verliebt wieder heraus. Das ist eine weise Einrichtung der Natur, aus der man wieder sehen



... Worauf sie ebenso kurz und bündig erklärte, sie werde gehen, wann es ihr passe ...

ganz von oben herab. Na ja, und Nancy war sicherlich die Allerletzte, sich das gefallen zu lassen. Sie trafen sich eines Tages, als Tom eben dabei war, beschädigte Leitungen ausbessern zu lassen; er sah, daß einer der gefährlichen Sierrastürme im Anzug war. Tom wußte genau, was das bedeutete. Und wußte ebenso gut, daß ein Sierrasturm keine Rücksicht auf die Launen kleiner Dollarprinzessinnen nimmt. Und so schickte er Nancy kurz und bündig nach Hause. Worauf sie ebenso kurz und bündig erklärte, sie werde gehen, wann es ihr passe. Worauf sie dann natürlich in den Sturm geriet und erst nach langem Suchen von Tom wieder

kann, daß diese eben doch stärker ist als sogar die Regierung der Vereinigten Staaten.

Francis Earle allerdings fand diese Einrichtung nicht weise, denn Nancy setzte ihm am selben Tage noch klipp und klar auseinander, daß sie nie daran denken werde, ihn zu heiraten. Er sah ein, daß das Mädchen mit den Dollars für ihn verloren war, und so wollte er wenigstens möglichst viele Dollars für sich retten. Was ja immerhin auch ganz begreiflich erscheinen wird. Er sagte sich, daß das Land, um welches sich die beiden Kompagnien bewarben, sicherlich das geeignetste Objekt war, um ein ordentliches Paket Dollars



herauszuholen. Da er aber durchaus keine Lust hatte, seinen eigenen Hals bei der Reiterei zu riskieren, bestach er den Reiter der San Sebastian Power Co., daß er zwar offiziell für die Kompagnie reiten, aber, am Ziel angelangt, Earles Namen eintragen solle. Chet Connor, so hieß der Bursche, war mit einer Handvoll Greenbacks leicht zu kaufen. Aber er warnte Earle gleich davor, sich allzusichere Hoffnungen zu machen. Denn er wußte, was es hieß, mit Tom Steele um die Wette reiten zu müssen. Earle lächelte überlegen.

„Reit Du nur zu, mein Junge! Den Tom Steele nehme ich auf mich!“

Chet Connors kniff skeptisch das linke Auge zu. Als er aber sofort eine anständige Anzahlung erhielt, spuckte er gedankenvoll aus und ging zunächst einmal zur Bar. Denn auch in der Sierra Nevada muß man die Feste feiern wie sie fallen.

Hölle und Teufel, gentlemen. Ich kann Ihnen wirklich nicht mehr aufzählen, was dieser Schurke, der Earle, dem guten Tom alles in den Weg werfen ließ. Gestürzte

Karren versperrten ihm den Weg, klaffende Löcher taten sich plötzlich auf, Bäume stürzten, während er unter ihnen dahirraste . . . Earle hatte ganze Arbeit gemacht, das mußte man ihm lassen. Aber er hatte nicht mit Toms Wagemut gerechnet und nicht mit Toms Glück. Instinktiv hatte Tom erfaßt, daß alle diese seltsamen Begebenheiten irgend einen inneren, wenn auch ihm selbst noch unbekannten Zusammenhang hatten. Und da er ein richtiger toller Junge war, gedachte er seinem unbekannten Widersacher ein ganz tolles Schnippchen zu schlagen. Er verließ die Richtung, die er ursprünglich hatte einschlagen wollen, und ritt auf dem Bahndamm lang, der zwischen

den sumpfigen Strecken wohl einige Kilometer weit hinführt. Das war ein schönes Stück Arbeit, Gents! Denn, wenn er einmal oben war, konnte er bis nach der großen Brücke nicht mehr herunter. Rechts und links dehnten sich die fauligen Wasser des versumpften Landes, in denen Mann und Roß unfehlbar versunken wären.

Alle Augenblicke stolperte der Gaul über die ungewohnten Schwellen, der Schweiß lief ihm und Tom an den Seiten herunter, und der Reiter verfluchte schon den Augenblick, da er sich auf dieses Stückchen eingelassen hatte. Da gellte auf einmal ein Pfiff hinter ihm. Entsetzt

sah sich Tom um – ein Zug nahte mit wahnsinniger Geschwindigkeit! Rechts und links unergründlicher Sumpf! Vor ihm die schmale Eisenbahnbrücke, die wohl 400 m weit das Yosemite-Tal überspannt – geländerlos! Hinter ihm der heranbrausende Zug!

In einer Sekunde hatte Tom sich gefaßt. Links und rechts und hinter ihm drohte sicherer Tod. Der Wahnsinnsritt über die Eisenbahnbrücke aber

bot wenigstens eine Möglichkeit zur Rettung und . . . so setzte er seinem Gaul die Sporen ein und jagte auf die schmale Brücke zu, die den grausigen Abgrund überspannte.

Wie er's geschafft hat, da hinüber zu kommen, das wußte er nachher selber nicht. Wußte nur, daß er mit diesem Todesritt einen gewaltigen Vorsprung vor seinen Rivalen hatte und längst als Erster den Namen seiner Kompagnie eintragen konnte, bevor ein Anderer kam.

Auch spät am Abend konnte er noch nicht Bescheid geben. Denn da war er mit Nancy bereits verlobt, und mit solch jungem Bräutigam kann man ja kein vernünftiges Wort reden!





# Das Leben *ein* Tanz

„Das Weib ist tausend Pesos wert! Bei Gott und allen zehntausend Teufeln! Das Weib ist tausend Pesos wert!“

Juan Alvarez saß in Tony Murtons Bar, trank einen Schnaps nach dem anderen und sah mit verzehrenden Blicken auf die infernalisch-rassige Gestalt der schwarzen Juana, die sich eben wie selbstvergessen in einem Tango Solo wiegte. Juan Alvarez knirschte mit den Zähnen vor Begierde. Der beißende Rauch, die erhitzte Luft, die durch rotes Licht gewaltsam erzeugte „Stimmung“ des Lokales legten sich schwer auf die Nerven des Camp-Menschen, dessen höchste Ekstase in der Bändigung eines Hengstes und in dem Genuß einer Frau besteht. – Mit glühenden Augen hing er an Juana. Und Juana erwiderte seine werbenden Blicke mit einem seltsamen Funkeln in den dunklen flammenden Augen, . . . mit einem rätselhaften Lächeln um den verheißungsvollen Mund, der schön geschwungen war, wie der Bogen des Liebesgottes. Juan Alvarez, der große Gaucho, hatte zwar keine Ahnung von dem lichten Liebesgott der heiteren klassischen Götterwelt, aber er war sich bewußt, daß es eine unsagbare Wollust sein mußte, in diese prallen dunkel-blutroten Lippen zu beißen, wie in einen überreifen Paradiesapfel. . . .

Aber – Juan Alvarez' flammende Leidenschaft verpuffte im Nichts. Seine zündendsten Blicke versagten bei Juana. Selbst wenn er mit ihr tanzte, lag sie gleichgültig in seinen Armen, . . . ihm, dem es oft genügte, nur den Arm um die Hüften eines Mädchens zu legen, um ihr Blut aufflammen zu lassen wie einen



Der Abend war zur Seeligkeit geworden . . .

wilden Vulkan. Juan Alvarez konnte zur Guitarre singen wie kein Zweiter. Die Saiten brausten und schwirrten unter seinen Fingern wie ein Orchester.

Und die Augen der Frauen wurden seltsam dunkel, wenn er sang:

Ven a mis brazos, morena,  
ven con el hombre que te ama  
ven que cimente la llama,  
que martiriza y devora mi corazon!

(Komm, in meine Arme, mein braunes Mädel,  
Komm zu mir, der dich liebt!  
Komm, daß die Glut gestillt werde,  
Die mein Herz martert und verzehrt!)



Aber das Brausen und Schwirren der Guitaresaiten, der süß werbende Tenor seiner Stimme, die zwingende Glut seiner Umschlingungen im Tanz versagten bei Juana. Denn – sie liebte Tony Murton, den stillen blonden Engländer, der seinem ganzen Wesen nach eigentlich so schlecht in die kleine Bar paßte und vielleicht gerade deswegen so gute Geschäfte mit ihr machte.

Tony war ihr gegenüber immer gleichmäßig freundlich. Nie loderten seine dunkelblauen Augen ihr entgegen in dem wilden Begehren, das sie so heiß ersahnte. Nie zitterten seine Hände in verhaltener Leidenschaft, wenn sie ihm leise „Gute Nacht“ wünschte. Er liebte mit ganzer Seele ein junges blondes Kind, das er in England zurückgelassen, . . . aber trotzdem warf er sich nachts fieberhaft geschüttelt auf seinem Lager umher, und streckte im Halbschlaf die Arme nach Juana aus, – die er doch nicht lieben durfte, um der Anderen willen.

Und Juana tanzte. Tanzte den Männern die Seele aus dem Leib. Warb . . . bettelte . . . flehte in jedem ihrer bemessenen Schritte, in jeder ihrer lockenden Bewegungen, in jedem ihrer heiß flammenden Blicke um ein bißchen Liebe.



Um ein bißchen Liebe – Tony Murtons. Tony wird bleicher mit jedem Tag. Aber – er träumte... litt ... und schwieg.

Der Abend war zur Seligkeit geworden. Selbstvergessen wiegte sich Evelyn Lowry in den Armen des reichen jungen Evan Caruthers; jede Bewegung ein gleitender Rhythmus, jeder Schritt eine Symphonie des Genusses. Heute vergaß sie alles. Alles. Ihren Jugendgespielen Tony Murton, der weit über dem Meere, irgendwo war. Ihre Vorsätze, ihre Zukunftspläne . . . Heute empfand sie nur die süße Harmonie der tanzenden Körper mit der Musik und verging in einem Rausch von Tönen, Farben und seltsamen Melodien, die ihr aufgeregtes Blut ihr heiß und heimlich in den Ohren erklingen ließen . . .

Mit müden Schritten steigt Evelyn die Treppen der kleinen Wohnung empor, die sie mit einer alten Tante bewohnt. In ihren Augen liegt die ganze Seligkeit, in ihren Gliedern die ganze Müdigkeit einer durchtanzten und durchlebten Nacht.

Aber im tiefsten Innern spürt sie ein Gefühl, das ihr bis heute fremd war. Ein nagendes, quälendes Gefühl. Etwas, was sie betäuben will. Und doch nicht betäuben kann.

Das Gefühl der Reue.

Ah! Das ist ein ekelhaftes Gefühl! Sie wirft den Kopf in den Nacken, wie wenn sie sich mit stolzer Haltung dagegen wehren könnte. „Wem bin ich verantwortlich? Mir selbst! Mir ganz allein!“ Leise, ganz leise, aber erschreckend deutlich und eindringlich klingt's in ihrem Innersten: „ . . . und Tony Murton?“ . . . Sie zuckt die Achseln. Tony! Die Jugendliebe, die jeder einmal gehabt hat. Die unmögliche Jugendliebe. Die Liebe, die unmöglich ist, weil – das Geld zur Erfüllung ihrer Träume fehlt.



... Aufgeregt tritt ihr die alte Tante entgegen. „Evelyne, ... Mädel ... seit Stunden warten wir auf Dich!“

„Wer – wir?! Müde klingt Evelynes Stimme.“

Die Alte schlägt die Hände zusammen:

„Ach so ... na, komm erst mal rein! Also höre.“

Geschäftig hilft sie der Nichte aus dem Mantel.

Geheimnisvoll flüstert sie dann:

„Da drin sitzt der Rechtsanwalt Granger. Er sucht die Adresse von Tony Murton. Tony Murtons Onkel ist verunglückt. Tony ist sein Universalerbe. Stell Dir vor ...! Universalerbe ...!!“

Evelynes Knie erzitterten. Wie ein dunkler Schleier senkte sich über ihre Augen. So tapfer hatte sie sich gehalten, gegen die heiße Stimme ihres Blutes, gegen ihr eigenes Begehren ... bis heute ... bis zu dem Tage, daß ihrer Verbindung mit Tony nichts mehr im Wege stand ...

Ruhig und gefaßt gab sie dem Rechtsanwalt Auskunft.

Dann ging sie in ihr Zimmer und warf sich aufs Bett.

Die Tante konnte keine Ruhe finden. Sie lief in dem kleinen Wohnzimmer auf und ab und monologisierte!

„Gott, hat der Junge ein Glück! Mit einem Schlag ist er ein reicher Mann! Und Evelynne ist doch seine Auserkorene! Sie wird reich werden, mein Herzenskind! Sehr reich! ... Wie schön werden meine letzten Jahre sein! ...

Aber Evelynne: Solche Jugend von heute ist doch merkwürdig! Legt sich ins Bett und schläft, wie wenn solch Glück selbstverständlich wäre!“

Evelynne schlief nicht. Sie hatte das Grammophon an ihr Bett gerückt und sich eine Zigarette angezündet.

Blauer Zigarettenrauch ... sie träumte von der Zukunft ...



... Selbstvergessen wiegte sich Evelynne Lowry in den Armen des reichen jungen Evan Caruthers...

„Selbstmord eine Stunde vor der Trauung!“ Die Zeitungsjungen brüllten erbarmungslos die Nachricht in die Luft. Was liegt daran, wenn ein Menschenleben zerbricht! Wenn nur die Stadt ihre Sensation hat! Also weiter.

„Selbstmord – eine Stunde vor der Trauung!“ „Die Sensation von heute!“ ... Kauft! Kauft! Reizt euch auf an diesem bluthauchumwitterten Geheimnis! Lest! Ratet! Spottet! Bedauert! Mutmaßt, was Ihr wollt! Die arme kleine Evelynne rührt das nicht mehr! Sie liegt kalt und starr in der Leichenhalle. Und morgen abend ist sie schon verscharrt. Die Blicke der Männer werden Anderen folgen, das spiegelnde Parkett wird anderer Figuren Liebreiz wiedergeben ... enfin ... Evan Caruthers wird Andere in seinen Armen halten! ... Der Vorhang fiel über einem Leben! ... aus ...!

\*

Als Bräutigam war Tony nach England gekommen. Hatte alles zur Trauung aufbieten lassen. Hatte nicht gemerkt wie qualvoll dies alles für Evelynne war:

Dann war die große Stunde gekommen. Die Stunde, da Evelynne beichten wollte. Da war die Minute gekommen, wo er, seiner eigenen nächtlichen Sehnsüchte gedenkend, leise ihr Haupt gestreichelt hatte und glaubte, alles zu verstehen. Weil er nicht wußte, daß sie – tat was er nur dachte. Weil er nicht ahnte und nicht verstand, daß sie – genießend sündigte, wo er – – – litt!





Blauer Zigarettdampf... ein schmachtender Tango... sie träumte von der Zukunft...

Während er ihren leidenschaftlichen Selbstanklagen lauschte ohne sie verstehen zu können, weil er an ihren Fehltritt selbst nicht glaubte, hatte ihn ein Klopfen an der Zimmertür hinausgerufen. Er ging hinaus. Eine belanglose Botschaft erwartete ihn...

Sie hatte das Klopfen nicht gehört. Sie hatte sein wortloses Hinausgehen falsch verstanden. Sie sah sich gerichtet und -- verstoßen...

Als er zurückkam fand er sie ... der Körper noch warm ... noch .... warm. In der Luft schwebte der scharfe Geruch von Zyankali ...

Das Leben ist nicht so problematisch wie die Menschen, die es erleben. Es zuckt die Achseln über unsere Freuden... es lächelt über unsere Schmerzen. Und

endlich ... fügt es alles so, wie es gut ist. Monatelang schlich Tony umher wie ein lebender Leichnam. Trotz seines plötzlichen Reichtums war er zu seiner Bar zurückgekehrt, weil er glaubte, nur in ständiger Beschäftigung, in einem Kreise der seinem erschütterndsten Erleben fremd geblieben war, Beruhigung finden zu können. Er glaubte, höchstens Beruhigung zu finden. Denn im Anfang nahm er an, daß er „im Leben nie über das Schreckliche wegkommen würde“. Was jeder Mensch begreifen wird...

Nach vier Monaten küßten seine Lippen Juanas granatroten Mund. Seine Lippen stammelten verwirrte Liebesschwüre. Sein Herz und seine Sinne drängten zu der Frau, die ihn so unaussprechlich liebte... was auch jeder Mensch begreifen wird! Denn --- die Lebenden haben Recht!





## Der Hochverrat von Panama.

„Es ist einfach ein Skandal! ...“ die breite Hand des Admirals schob mit wuchtigem Ruck einen Stoß Papiere von der Stelle – mit einer Wucht, als wolle er damit ein ärgerliches Hindernis ein für allemal aus dem Wege räumen. „Es ist ein Skandal,“ sage ich Dir, ... „und es kann nicht so weitergehen!“

Erregt durchmaß der sonst so lebenswürdige alte Herr das Zimmer. Sein Schwiegersohn, Kapitän Decatur, stand mit verärgertem Gesicht vor dem Schreibtisch. Ein nervöses Lächeln umspielte seine Lippen, als er jetzt in harmlos sein sollendem Ton fragte:

„Was ist denn nun eigentlich tatsächlich los? Können die höchst ehrenwerten Klatschbasen von New York sich nicht bald einmal ein anderes Opfer aussuchen, als ausgerechnet mich und Mrs. Peg Williams?“

Mit einem Ruck drehte sich der Admiral um. Eine heftige Antwort schien ihm entfahren zu wollen. Doch – er beherrschte sich. Seine Lippen preßten sich zusammen. Langsam ließ er sich in seinem breiten Sessel nieder. Mit ergebungsvoller Miene nahm auch der Kapitän Platz.

Der Admiral schob ihm lächelnd eine Zigarrenkiste hin und begann in halb-

lautem, überredend weichem Tone, wie man etwa zu Kranken oder sehr reizbaren Menschen spricht:

„Lieber Jack! Wir sind hier zwei Männer unter uns und brauchen uns kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Du bist ein fabelhafter Kerl, der überall Eindruck macht, wohin er kommt. Und kein Mensch weiß besser als ich, daß Du im Grunde genommen ein prächtiger Mensch bist! Ich habe auch nichts dagegen, daß Mrs. Williams sich in Dich verliebt hat. Und ich begreife, daß Du stolz darauf bist. Denn sie ist wirklich eine süperbe Frau. Aber – schließlich hat alles seine Grenzen. Und ein Flirt darf nicht zum gesellschaftlichen Skandal ausarten. Und ...“ die Stimme des Admirals wurde härter, „und – Du darfst um irgend einer noch so schönen Frau willen Deine eigene Frau nicht vernachlässigen. Ellinor war heute bei mir und hat bitterlich geweint ...“ Der Admiral schwieg. Nichts rührte sich im Raum. Eine kleine Schreibtischuhr tickte kaum hörbar, und nur die bläulichen Rauchschwaden der Zigarren schwebten leise auf und nieder. So vergingen lange, lastende Sekunden.

Mit einer brüsken Bewegung erhob sich plötzlich der junge Kapitän. Hochaufgerichtet stand er vor dem alten Herrn.



„Ich finde es außerordentlich — — — seltsam, daß sich meine Frau bei ihrem Vater über mich beschwert . . . . noch dazu wegen einer solchen Lappalie. Und — verzeih — ich halte es für richtiger, mich erst einmal mit Ellinor selbst gründlich über diesen Punkt auszusprechen.“

Der Admiral sah seinen Schwiegersohn an. Wieder junge, schöne Mann so vor ihm stand, hochaufgerichtet, stolz, mit dem siegessicheren Leuchten in den dunkelblauen Augen, war ihm seltsam zumute. Er verstand seine Tochter, die eifersüchtig auf diesen Mann achtete, er verstand die schöne Mrs. Williams, die ihn so auffallend bevorzugte, und er kam sich mit seiner Moralpauke beinahe ein wenig lächerlich vor.

„Well, Jack,“ meinte er ruhig und erhob sich zum Abschied. Du weißt selbst am besten, daß ich an Dir nicht zweifle. Aber — — Du weißt auch, wie Frauen sind, und wie die Gesellschaft ist!“

Er reichte ihm die Hand.

„Nimm Dir's nicht zu stark zu Herzen, Junge! Und mach jetzt selbst keine tragische Szene draus! Du weißt, — — ich kann mein Mädels nicht weinen sehen!“

Mit einem strahlenden Lächeln schlug der Kapitän ein. Elastischen Schrittes verließ er den Raum. Nachdenklich ging der Admiral noch auf und ab.

„Dummes Zeug,“ brummte er vor sich hin. „Weibergeschichten!“

Er trat ans Fenster, um durch den Anblick des flutenden Verkehrs auf andere Gedanken zu kommen. Sinnend starrte er hinab auf das hastende Treiben zu seinen Füßen. Plötzlich wurde sein Auge starr. Tief gruben sich seine Zähne in die Unterlippe. Unten, vor dem Portal des Marineministeriums hielt ein hoch-

elegantes Auto. In ihm saß lächelnd und strahlend die schöne Miß Williams und reichte eben ihre kleine Hand dem Kapitän Decatur zum Grusse. Er hielt sie lange in der seinen. Viel zu lange. Dann — — — der Admiral stieß seinen derbsten Fluch aus — nahm er neben der schönen Frau Platz, und der Wagen verlor sich im Gewühl des Broadway.

\* \* \*

Zwei Tage später war die Gesellschaft von New York um eine Sensation reicher. Decatur hatte plötzlich sein Haus verlassen und war in eines der großen Hotels übersiedelt. Man erzählte, daß sich eine beispiellos brutale Szene zwischen den jungen, anscheinend recht glücklichen Eheleuten abgespielt habe, daß . . . daß . . . daß . . .

New York zischelte . . . New York tuschelte. Die Namen Ellinor Decatur und — — — der schönen Mrs. Williams waren in aller Mund. Der Admiral und seine Tochter hielten sich fast ganz von dem gesellschaftlichen Verkehr zurück. Umso häufiger, umso lebenswürdiger, umso strahlender sah man den jungen



„. . . . Es ist einfach ein Skandal! . . . .“



Kapitän — in der Begleitung der schönen Mrs. Williams. So sinnlos verliebt waren die beiden ineinander, so hemmungslos in ihrer Leidenschaft, daß schon um ihrer Leidenschaftlichkeit willen das Paar mehr interessant als verdammenswert schien, und man einen gewissen Sport darin fand, dieses verliebt-verrückteschöne Paar zu patronieren und zu verhätscheln. Denn irgend eine Verrücktheit macht eben auf viele Menschen immer noch weitaus tieferen Eindruck, als irgend eine große Leistung, eine schöne Tat, oder was es sonst noch Großes und Erhebendes geben kann.

Erinnerung noch schöner, noch glanzvoller. In ihrem Herzen, in diesem armen, gefolterten Herzen einer liebenden Frau wurzelte immer noch die Hoffnung, daß er den Weg zurückfinden würde. So vergingen Wochen und Wochen. Bis zum 2. Juni — — — ihrem Hochzeitstage. Da übermannte Ellinor die stürmende Wucht der Erinnerung so stark, daß sie es nicht mehr aushielt, daß sie fort mußte, zu ihm . . . . den sie nicht verloren geben konnte, . . . . den sie nicht aufgeben wollte. Und in sinkender Dämmerung rastete Ellinor gegen New York, eisern entschlossen, alles zu tun, um sich den Geliebten zurückzuerobern.



. . . . Umso häufiger sah man den jungen Kapitän in Gesellschaft der schönen Mrs. Williams . . .

Die „guten Freundinnen“ hatten Ellinor solange mit allerhand Nachrichten oder „Kondolenzbesuchen“ gequält, bis sie es vorgezogen hatte, in der Stille ihres kleinen Landsitzes Ruhe und Vergessenheit zu suchen.

Sie sollte beides nicht finden. Immer wieder und immer wieder stieg das Bild ihres Mannes vor ihr auf, das Bild dieses Menschen, den sie so wahnsinnig geliebt, an dem sie niemals ein Falsch gefunden, von dem sie sich einfach nicht denken konnte, daß er eine andere Frau in die Arme schließen könne als nur sie. Leuchtende Brauttage, glühende Erinnerungen an die ersten Ehejahre erblühten in der

Die Lichter des Broadway flammten und leuchteten schon lockend ins Dunkel der Nacht, als Ellinors Wagen die große Stadt durchkreuzte. Sie saß, in Decken gehüllt, die dunklen Augen starr geradeaus gerichtet, und ihr Herz pochte in einem wahnsinnigen Rhythmus bebenden Verlangens.

An einer der großen Straßenkreuzungen mußte der Wagen halten. Flutende Menschenmassen hasteten an ihr vorbei. Schreie durchgellten die Luft. Zeitungsverkäufer drängten sich kreischend durch die Menge.

Da schlug ihr Name an ihr Ohr. Sie fuhr auf, sah sich suchend um . . da! . .



noch einmal .. und noch einmal! Ein Zeitungsjunge hatte ihn gerufen. Hoch schwenkte er ein grobbedrucktes Blatt in der Hand. Sie winkte ihn zu sich. Riß ihm fast das Papier aus der Hand. Starrte auf die breiten eindringlichen Lettern wie eine Wahnsinnige. Da stand:

Der Hochverrat des Kapitän Decatur!  
Diebstahl wichtiger Marinedokumente!  
Kapitän Decatur verhaftet!  
Die Hauptspionin entflohen!

Ein wildes Gefühl, gemischt aus Schmerz und Triumph, griff an Ellinors Herz. Der Chauffeur mußte seine Herrin zuhause aus dem Wagen heben. Sie war ohnmächtig geworden.

Mit einem Gefühl des Ekels hatte Ellinor den Gerichtssaal verlassen. Mit einem Gefühl des Ekels vor dem Manne, den sie so glühend geliebt. Wie feig, wie erbärmlich war er gewesen. Und doch! Eine ungeheure Wut glomm in Ellinor auf, eine unendliche Wut auf die Frau, die diesen einst so guten, tapferen, anständigen Menschen so weit heruntergebracht hatte, daß er um ihretwillen sein Vaterland verraten wollte, daß er um ihretwillen kostbare Dokumente aus dem Admiralstab entwendete.

Ellinor schloß für Sekunden die Augen. Sie schlug die Hände vors Gesicht. Es war entsetzlich gewesen, wie man ihm die Abzeichen abgerissen, diesen stolzen Mann degradiert hatte, wie man seinen Degen zerbrach .... wie man endlich ihn, den Glänzenden, Hochgemuten, mit Schimpf und Schande aus der Marine stieß.

Mit eisernem, unbewegtem Gesicht hatte ihr eigener Vater dem Urteil gelauscht, seiner Vollstreckung beige-wohnt.

Dann war er in seinen Wagen gestiegen, so müde, so gebrochen,

als habe er ein Jahrzehnt in diesen unsagbaren Minuten erlebt! Mit scharfem Bremsen hielt der Wagen. Bleischwer schienen Ellinors Füße. Müde erhob sie sich. Mit verwunderten Augen starrte ein kleines Blumenmädchen der reichen Dame nach, die so traurig und gebrochen die stolze Marmortreppe zu ihrer Behausung hinaufschlich ...

Unter wüstem Gesindel einer Hafenkneipe von San Juan saß der ehemalige Kapitän Decatur. Er starrte mit dem stieren Blick des Betrunkenen auf eine Gruppe spielender Gauner. Hinter ihm unterhielten sich ein paar Männer im Flüsterton. Sie hätten nicht zu flüstern brauchen, Decatur war ja ein Ausgestoßener, wie sie auch. Und der starke Alkohol schien ihm gerade genug zugesetzt zu haben .... schwer sank sein Kopf allmählich auf den Tisch. Er war wieder einmal fertig ... total fertig ...

Ungeheure Erregung herrschte auf der Börse von New York. Fast hätte man glauben können, daß irgend einer der großen Dollarmagnaten einen Coup geführt habe, der eine ganze Reihe von



... Er hielt ihre Hand lange in der seinen. Viel zu lange ...



Existenzen in den Abgrund schleuderte, aber nein, das war es nicht. Es war die typische Erregung der Leute, die, ohne es zu wissen, eine kolossale Gefahr bestanden hatten. Der Schreck des „Reiters vom Bodensee“ . . . Draußen tobten die Zeitungsjungen wieder durch die Straßen. Schrien, brüllten, überschrien sich:

Der Hochverrat von Panama!  
10000 Minen unter dem Kanal!

Die ganze Flotte in Gefahr!  
Der geheimnisvolle rettende Funkspruch!

Wie eine Riesenerlösung kam's über das ganze amerikanische Volk. Spaltenlang berichteten die Zeitungen.

Man war einer großen internationalen Verschwörung gegen die Vereinigten Staaten auf die Spur gekommen. Die ganze Flotte sollte mit dem unterminierten Panamakanal in die Luft gesprengt werden. Der Chef des Geheimdienstes der Marine hatte rechtzeitig Nachricht bekommen und dieses ungeheure Verbrechen verhindern können. Er hatte einen glänzenden Gegenagenten eingesetzt, der die furchtbaren Pläne vereiteln konnte. Dieser Agent war: Kapitän Decatur!

Er hatte die faszinierende Spionin, Mrs. Williams, in ihren eigenen Netzen gefangen . . . er hatte Heim und Familie, Ehre und Ansehen geopfert, um sein Vaterland zu retten. Er hatte glänzen-

der wie jeder Andere sich geschlagen für das Sternenbanner und die Millionen, die unter seinem Schutze leben . . . New York stand Kopf . . .

Decaturs Rückkehr war ein Triumphzug. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen. Erschüttert, gerührt, hingeworfen von dem Heroismus eines Mannes, der alles opferte, um seinem Lande zu dienen, lag die Riesenstadt New York ihm zu Füßen. Aufschluchzend flog Ellinor in seine Arme. Er streichelte lächelnd ihr Haar. Fast jugenhaft fröhlich fragte er sie:

„Hab' ich das nicht fein gemacht?!“

Sie konnte ihm kaum antworten.

Sie schämte sich furchtbar.

Fern von all dem ging ein Mann im Marineministerium auf und ab. Es war Mr. Kirkwall der Chef des Geheimdienstes. Kein Mensch kannte ihn. Er trug Zivil. Mit dem pompösen Titel eines „Chef des Geheimdienstes“ hatte man irgend einen Admiral bedacht. So konnte Mr. Kirkwall in Ruhe arbeiten. Und das war gut so. Denn sonst hätte die Affäre Decatur niemals dieses gesegnete Ende gefunden.

Nachdenklich starrte Kirkwall auf die sonnenheißen Straßen hinab.





# Prinzess Roulette



Von allen Teufeln, die den Menschen in die Klauen bekommen können, ist der Spielteufel einer der schrecklichsten. Das hatte Kate O'Hara an sich selbst am stärksten und deutlichsten verspürt, damals als sie mit dem schönen Leichtsinne der Jugend einen ordentlichen Stoß Geld auf Tom Bakers Pferd gesetzt hatte. Nie im Leben würde sie vergessen, wie grausam damals die Spielaufregung sie gepackt und an ihren Nerven herumgezerrt hatte. Manchmal machte sie noch des Nachts im Schlaf die letzten furchtbaren Sekunden mit, da Bakers Pferd die Führung zu verlieren schien. Damals hatte sie die Augen geschlossen, die Hände aufs pochende Herz gedrückt und war beinahe in Tränen ausgebrochen über das schöne Geld, das sie so leichtfertig verspielt hatte. Das Schicksal hatte es noch einmal gutgemeint. Unter lautem Jubel war ihr Pferd doch noch als erstes durchs Ziel gegangen; Kate stand da, bleich und zitternd, trotzdem sie als Gewinnerin aus dem Spiel hervorgegangen war.

Tom Baker, der Eigentümer des Pferdes, kam mit strahlenden Augen auf sie zu. Er hatte schon lange ein Auge auf sie geworfen und glaubte, daß dieser Moment der geeignetste sei, bei Kate seine

Werbung anzubringen. Er war ein hübscher Bursche und galt als wohlhabend. Aber, was konnte „wohlhabend“ heißen bei einem Manne, dessen Leben auf Spiel und Spekulation aufgebaut war.

Kate wußte nun, was „Spiel“ bedeutet. Sie hatte keine Lust, ihre Existenz auf einer solchen Basis aufzubauen. Und so kam es, daß Tom Baker an einem und demselben Tage ein Rennen gewann und ein anderes verlor. Denn Kate, die bisher zwischen ihm und Ted Morton geschwankt hatte, entschied sich für Ted. Der hatte eben in einem ganz soliden Grundstücksgeschäft ein hübsches kleines Vermögen erworben und war gerne bereit, ihr sein Ehrenwort zu geben nie zu spielen, wenn sie ihn heiraten würde.

Sechs Monate verflossen in ungetrübtem Glück. Ted ging seinen Geschäften nach und Frau Kate führte ein behagliches Leben. Bis auf einmal alles anders kam.

\*

An einem leuchtenden Sommertag saß Kate mit ihrem Mann beim Frühstück. Früher waren diese Morgenstunden immer entzückende Plauderstunden für sie gewesen. Aber seit Tagen hatte sich dies geändert. Ted war einsilbig, seine Augen schienen müde und seine Hände zeigten



das leise Zittern, das nervöse, überreizte Menschen an sich haben.

Kate faßte sich ein Herz: „Ted,“ sagte sie, „mit Dir ist irgend etwas nicht in Ordnung. Ich merke es schon die ganzen Tage.“

Ted sah gereizt auf: „Was soll nicht in Ordnung sein? Alles ist in Ordnung! Aber schließlich . . . man hat doch seine Sorgen!“

Kate konnte sich zwar nicht denken, was für Sorgen Ted haben könnte. Aber sie war eine viel zu kluge Frau, um in ihren Mann zu dringen, und er hatte ein viel zu schlechtes Gewissen, um sich lange bei diesem Thema aufzuhalten. So verlief diese Frühstücksstunde in Gesprächen, die von beiden Seiten mit einer Krampfhaftigkeit geführt wurden, und jeder war froh, als sie vorbei war.

Kate hatte einen bestimmten Verdacht. Bei Ted wußte sie eines ganz genau: eine Frau konnte nicht im Spiel sein. Das mit den geschäftlichen Sorgen war natürlich Unsinn. Ted verfügte doch über ein ganz hübsches Vermögen, so daß ihm auch irgend ein gelegentlicher Fehlschlag nicht derart die Laune zu verderben brauchte. blieb nur eines: Ted spielte. Wäre Kate eine deutsche Frau gewesen, so wäre sie vielleicht sentimental geworden, hätte sich hingesezt und über das gebrochene Ehrenwort ihres Mannes geweint und hätte schließlich dann mit dem bei Frauen üblichen Mangel an Logik erklärt: Ted liebt mich nicht mehr.

So aber war sie eine resolute kleine Amerikanerin. Sie weinte also nicht, sondern ging sofort daran, sich Gewißheit zu verschaffen. Wenn Ted spielte, so mußte Baker davon wissen. Denn in seinem Hause wurde am meisten und am höchsten gespielt.

Tom machte sehr erstaunte Augen, als Kate bei ihm eintrat. „Sie ist verdammt hübsch geworden,“ dachte er bei sich, „merkwürdig, wie gut manchen Frauen die Ehe bekommt.“ Laut sagte er: „Womit kann ich Ihnen dienen?“ Kate nahm Platz. Anfänglich wußte sie nicht recht, wie sie es am Besten anpacken sollte. So platzte sie ziemlich unvermittelt heraus: „Tom, Sie müssen mir helfen!“

Tom zog zuerst die Augenbrauen hoch, dann erschien ein maliziöses Lächeln auf

seinen Lippen. Er zog eine voluminöse Brieftasche heraus und fragte: „Bitte, wieviel soll es sein?“

Kate stieg das Blut in die Schläfen. Sie hatte nicht geahnt, daß er ihren Worten eine solche Deutung geben könne. Aber sie fühlte instinktiv, daß jetzt nicht der gegebene Zeitpunkt war, um beleidigt zu sein. Denn schließlich brauchte sie Tom Baker jetzt. Mit einer Handbewegung wehrte sie ab: „Davon kann keine Rede sein! Tom! Lassen Sie jetzt alle Witze!“

Toms Augen blieben an der zarten Fessel von Kates rechtem Fuß hängen. Er dachte sich allerhand. Aber er wagte es nicht zu sagen.

„Wollen Sie mir nicht erklären, um was es sich handelt?“

Kate holte tief Atem: „Ich weiß . . . das heißt, ich weiß nicht genau . . . aber ich fürchte, Ted spielt!“

Gott sei Dank, nun war es heraus. Gerade diesem Mann gegenüber war ihr die Äußerung sehr schwer gefallen. Tom piffte durch die Zähne: „Ja, ist denn spielen ein Verbrechen?“

Kate begann sich bereits maßlos zu ärgern, daß sie zu Tom gekommen war. Jetzt war sie gezwungen, diesem Manne alles zu erzählen, was sie schon die ganzen Tage her bedrückt hatte. Und so bezwang sie sich und erzählte. Aufmerksam hörte Tom ihr zu. Es bereitete ihm eine kolossale Genugtuung, die Beichte dieser kleinen Frau mit anzuhören, die er einst umworben und die einen Anderen ihm vorgezogen hatte.

Kate hatte geendet. Eine Weile blieb es ruhig im Zimmer. Dann stand Tom auf und sagte: „Können Sie heute Abend um halb sieben noch einmal kommen?“

Kate bejahte etwas erstaunt. Tom hatte ein undurchdringliches Gesicht aufgesetzt: „Kommen Sie ruhig, Sie werden es nicht bereuen!“ . . .

Tom Baker war am andern Tage sehr erstaunt, als Ted ihn auf der Straße nur ganz flüchtig grüßte und eiligst weiterging. Er war noch erstaunter, als Ted am Abend nicht wie gewöhnlich beim Spiel erschien. Ärgerlich dachte er:

„Dieser Ted scheint ein ausgemachter Waschlappen zu sein!“

„Aber, wenn er es bei seiner Frau ist, so wird er es auch bei mir sein.“



Er hatte die Ahnung, daß Ted wieder einmal beschworen hatte, nie mehr zu spielen. Kate aber war vorsichtig genug gewesen, sich diesen Schwur dadurch erhärten zu lassen, daß Ted ihr sein ganzes Geld, bare 30000 Dollar, übergab. Seit jenem Tag war Ted nicht mehr an der Spielbank zu finden.

Mit Spielern ist es eine eigene Sache. Wenn's gelegentlich auch einer fertigbringt, einmal tagelang nicht zu spielen . . . lange hält er es nicht aus. Es zieht ihn dann immer wieder an den alten Tisch zurück, selbstverständlich will er weiter nichts, wie „nur ein bißchen zusehen“, und dann fallen die Karten oder rollt die Kugel des Roulettes genau so, wie er es erwartet hat, und dann sagt er sich: „Du bist ja ein Narr, Du siehst ja, heute hast Du Deinen glücklichen Tag“, und dann fängt er wieder von vorne an. Nur, daß dieser glückliche Tag nicht lange anhält, sondern wieder von einer Serie gefolgt wird, in der man „ein schauderhaftes Pech“ hat.

Ted war auch „nur Zusehen“ gegangen. Tom begrüßte ihn, als wenn nichts vorgefallen wäre und Ted gewann an diesem Abend eine ganze Menge, so daß er sich keine Gewissensbisse daraus machte, wieder einmal sein Versprechen gebrochen

zu haben. Am nächsten Tage kam er wieder. Es lag ja nichts daran. Er konnte ja „nur gewonnenes Geld“ verlieren.

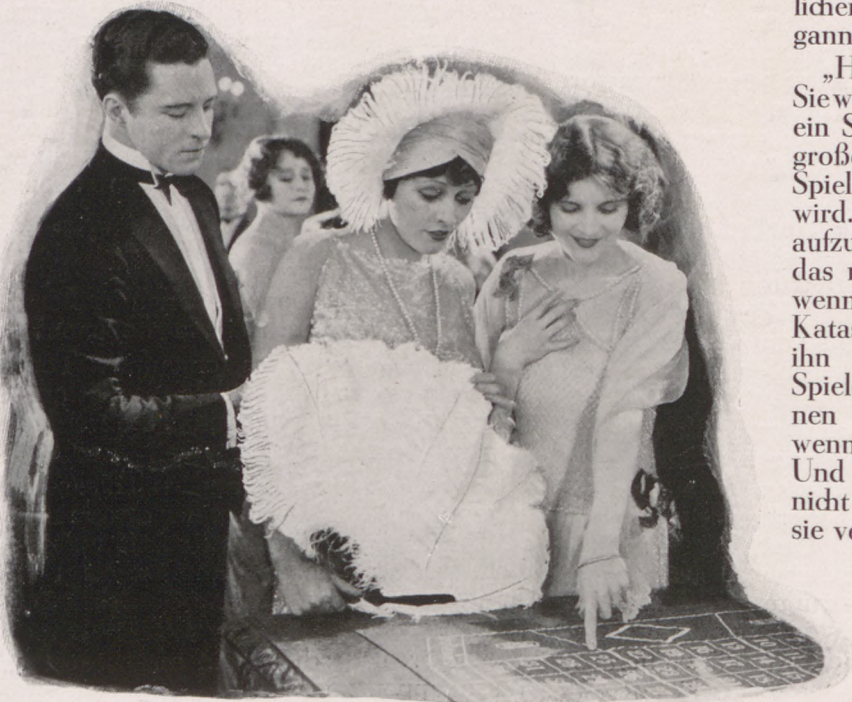
Das andere lag ja bei Kate in sicherer Hut. Es kam aber anders. Ted verlor. Andauernd und heftig. So daß er zum Schluß noch Tom anpumpen mußte. Bereitwilligst stellte ihm Tom Baker seine Brieftasche zur Verfügung. Innerlich lächelte er. Er hatte doch Recht behalten.

Kate hatte keine Ahnung davon, daß Baker die Leidenschaft ihres Mannes auf solche Weise ausbeutete. Sie bat ihn zuerst darum, Ted das Lokal zu verbieten. Aber Tom machte ihr klar, daß es auf diese Art unter Umständen zu einem recht peinlichen Skandal kommen könnte und daß damit außerdem noch gar keine Gewähr gegeben sei, daß Ted nicht mehr spiele. Er würde dann eben wo anders spielen.

Kate sah dies ein. Angestrengt dachte sie nach, wie man dieses Übel wohl an der Wurzel fassen könnte. Tom dachte nicht nach. Unter seinen halbgeschlossenen Lidern weg betrachtete er die hübsche junge Frau.

Kate fand keinen Ausweg. Hilflos sah sie Baker an. Tom fühlte, daß er jetzt eine ungeheure Chance in der Hand hatte. Er beugte sich vor, und mit leiser, eindringlicher Stimme begann er:

„Hören Sie, Kate, Sie wissen selbst, ich bin ein Spieler. Aber ein großer, über den das Spielen nicht Herr wird. Ich habe gelernt aufzuhören. Ted kann das nicht, außer . . . wenn er einmal eine Katastrophe erlebt, die ihn hinwirft. Solche Spieler wie Ted können nicht aufhören, wenn sie gewinnen. Und können erst recht nicht aufhören, wenn sie verlieren. Sie sind dann wie besessen. Wenn sie nicht ein ungeheurer Schlag trifft, wachen sie nicht auf.“



. . . Kate spielte an diesem Abend wie verrückt . . .





... Frau Kate führte ein behagliches Leben ...

Kate lauschte angestrengt. Was Tom da sagte, hatte Hand und Fuß. Baker sah mit Befriedigung, daß er Eindruck gemacht hatte. Er fuhr fort:

„Sie haben mir erzählt, daß Sie Teds ganzes Geld in der Hand haben. Kommen Sie zum Spiel. Ich werde selbst die Bank halten. Spielen Sie mit Ihrem ganzen Geld drauf los – bis Sie es verloren haben. Ich gebe es Ihnen nachher wieder und – Ted ist geheilt. Wenn er gegenüber dem Nichts steht, sieht er ein, wohin das Spiel früher oder später führt. Feuer muß man mit Feuer bekämpfen!“

Kate spielte an diesem Abend wie verrückt. Alles staunte über diese junge Frau, die so wild und unsinnig darauflos spielte. Als das Spiel zuende war, sprachen alle nur noch von der jungen Frau Morton, die ein Vermögen verspielt hat. Kate ging hochbefriedigt nachhause. Wenn sie Tom morgen beichtete, daß sie sein ganzes Vermögen verloren hat, dann kam er wohl zur Besinnung, und dann konnte sie lächelnd das Geld wieder herausgeben und ...

Am andern Morgen erschien sie bei Baker, um ihr Geld wiederzuholen. Bis sie nachhause kommen würde, mußte Ted bereits durch seine Freunde von ihrem Pech gehört haben. Das paßte ausgezeichnet. Baker empfing sie sehr liebenswürdig.

„Das Geld? Ja ... Ja natürlich, aber, Sie können sich denken, daß ich soviel Geld nicht mit mir herumtrage, oder im Büro habe. Aber – kommen Sie nachher zu mir nachhause, dort steht es Ihnen sofort zur Verfügung!“

Mit einem Schlag war Kate hellstichtig geworden. Sie ließ sich nichts merken. Mit einem koketten Lächeln verabschiedete sie sich und ging nachhause. Dort steckte sie einen Revolver in ihre Handtasche und begab sich dann zu Bakers Wohnung.

\*

Ein dringender Telephonanruf von unbekannter Seite rief Ted zu Baker. Er fand die Türe verschlossen und hörte verwundert laute, erregte Stimmen. Er lauschte. Entsetzt erkannte er die Stimme seiner Frau. Mit aller Wucht warf er sich gegen die Tür, bis sie splitternd nachgab. Er kam gerade im rechten Moment ... Kate hatte sich hinter den Schreibtisch geflüchtet. Der Revolver, den ihr Baker entrissen hatte, lag am Boden. Tom brauchte keine weitere Erklärung. –

Als Tom Baker sich von den schweren Kinnhaken erholt hatte, die er bei dieser Gelegenheit hatte einstecken müssen, hörte er nurmehr, daß Ted mit seiner Frau nach dem Westen gezogen sei, um dort wieder ein Vermögen zu schaffen ... aber ohne Karten oder Roulette.





„Laß anspannen, Hundesohn!“ brüllte Jaracoff, der Gouverneur von Odessa, seinen Sekretär Sparta an. Er war in denkbar schlechter Laune. Hatte ihn dieser Wicht doch in diese kleine Vorstadt Odessas herausgeschleppt mit der Behauptung, daß Seine Exzellenz noch nie so schöne Mädchen gesehen habe wie sie hier zu finden seien ... und was hatte er in der ganzen Stunde gesehen, die er nun auf den kotigen Straßen und Gäßchen umhergelaufen war – nichts wie alte Juden in Kaftan und Pajes.

Der Sekretär machte eine bedauernde Bewegung:

„Wenn Eure Exzellenz belieben noch einen Augenblick ...“

Er kam gar nicht dazu erst zu sagen „zu warten“, denn sein Herr hatte die schwere Hundepeitsche ergriffen, die er bei sich trug, und Sparta war es wie wenn

er schon die klatschenden Schläge auf dem Rücken spüre. Ehe der Gouverneur sich erhoben hatte, war der „Sekretär“ schon draußen und machte es nun dem untertänigst schmeichelnden Wirt nicht besser, als es ihm selbst gemacht worden war. Großspurig stand er da, schimpfte und brüllte, und die Knechte beeilten mit hündischem Gehorsam das Geschäft des Anspannens. Auf einmal stutzte Sparta. Die breite Straße herunter kamen drei Gestalten: Zwei Frauen und ein Mann. Er trug die kleidsame Uniform der Hochschüler von Odessa, die beiden Mädchen aber ... bei der heiligen Jungfrau von Kasan! – das waren zwei Prachtgestalten; schlank im Wuchs, mit dem federnden Gang elastischer Jugend, mit Gesichtern, wie die kostbaren Gemmen, die Ihre Exzellenz, die hochvermögende Frau Gouverneurin, an ihrem Hals zu tragen pflegte ...



Sparta besann sich nicht lange. Er stürzte ins Gastzimmer.

„Exzellenz!“ rief er mit allen Zeichen der Aufregung, „belieben Eure Exzellenz zu schauen!“ und mit heftiger Gebärde wies er ans Fenster. Der Gouverneur erhob sich. In diesem Augenblick gingen die drei am Fenster vorüber. Wie wenn die eine, die blonde, den glimmenden Blick des alten Frauenjägers gespürt hätte, wandte sie den Kopf nach dem Fenster. Ein feines, unbeschreiblich rührendes Erröten überzog das klassisch schön geschnittene Gesicht, dessen zierlich geformte Nase und tief dunkle Augen dem Gouverneur laute Rufe der Bewunderung entrissen. Jaracoff sah Sparta von der Seite an. Dann sagte er kurz: „Wir bleiben!“ Sparta wußte, daß das hieß: „Geh’ hin und mach’ ausfindig, wo sie wohnt!“ Er verschwand lautlos und vergnügt. Nach einer halben Stunde kehrte er wieder.

„Der junge Mann,“ berichtete er atemlos, „ist ein Student von Odessa, der seine Studien beendet hat. Er heißt Nicolai Naigoff . . .“

„Idiot,“ schrie der Gouverneur, „was geht mich der Lummel an?!“

Der Sekretär lächelte ergeben:

„Der junge Mann ist . . .“

Mit einem Wutschrei war der Gouverneur hoch. Geschickt wick Sparta der Flasche aus, die der Wütende nach ihm schleuderte:

„. . . sie ist seine Schwägerin!“ brüllte er.

„Erzähle!“ befahl Jaracoff kurz.

Sparta war klug genug, gleich mit dem Mädchen zu beginnen. „Sie heißt Marie und ist die jüngere Tochter des Juden Daniel. Ihre Mutter war Christin und hat sie und ihre Schwester als Christin erzogen.“

„Die Schwester ist die Braut des jungen Mannes; es heißt, sie wollen die nächste Zeit heiraten. Aber ich habe gehört, daß . . .“

„Was,“ argwöhnte der Gouverneur.

„daß der junge Mann in die Armee eintreten will . . .“ ergänzte Sparta.

„Gott schenke unserm allerdurchlauchtigsten Herrn recht viele solche Idioten!“ bemerkte Jaracoff liebenswürdig. „Wo ist das Haus?!“

„Im Ghetto!“ antwortete der andere, „kaum eine Viertelstunde von hier!“

„March!“

Die beiden verließen das Zimmer. Aber es begann bereits zu dunkeln. In den Häusern flammten Lichter auf. Im Ghetto war kein Mensch mehr auf der Straße. Aus allen Hütten und Gebäuden drang ein leiser, monotoner Gesang wie ein Klageruf in die stille Abendluft. Überall waren die schweren Fensterläden geschlossen.

„Es ist, glaube ich, Feiertag heute bei den Juden,“ meinte Sparta untertänig.

Mißmutig kehrte der Gouverneur zurück. Wütend über den verlorenen Tag trank er ein paar große Gläser Schnaps und verprügelte dann Sparta, den er für schuldig an allem hielt.

Sparta nahm, was Gott ihm schickte. Erstens hatte er die Gewohnheit, die Rückenseite seiner Röcke auspolstern zu lassen, und dann wußte er auch, daß Jaracoff ihn noch vor der Ankunft in Odessa anständig entschädigen werde.

Sparta war der einzige Mitwisser seiner Inkognitoausflüge.

Wenn der Generalgouverneur etwas von seinen Gewalttaten und Entführungen erfahren hätte, wäre Jaracoff seines Amtes verlustig gegangen. Denn der Generalgouverneur war ein weißer Rabe unter den russischen Beamten. Er war gerecht und gut. Und er hätte Jaracoff nach Sibirien geschickt – obgleich er sein eigener Schwiegersohn war. Das wußte Jaracoff ebenso wie Sparta. Und er handelte auch danach.

Nicolai Naigoff war tatsächlich in die Armee eingetreten; nicht aus Liebe zum Zaren oder um Karriere zu machen, sondern als Abgesandter der Nihilistenpartei, deren Mitglied er geworden war, um die Soldaten auf die Revolution vorzubereiten. Sarah, seine Braut, hielt treu zu ihm, und tagtäglich mehrte sich die Zahl derer, deren Herzen in lodernden Flammen für die Sache der Freiheit brannten.

Jaracoff war ein Mann, der immer den kürzesten Weg zu gehen liebte. Er wußte, daß er ein Mädchen aus dem Ghetto, auch wenn sie eine Christin war, nicht einfach herausholen konnte, wie irgend ein Mädel vom Lande. Einmal hatte er sie durch die Polizei vorladen lassen, da war sie in Begleitung ihres Bräutigams Ivan erschienen, eines wohllangesehenen



Bauernsohnes, von dem man wußte, daß er – weiß der Teufel woher – gute Beziehungen zum Generalgouverneur hatte.

Wenn's mit Güte nicht ging, so gab's für Jaracoff ein einfaches Mittel. Sparta hetzte die ärmere Bevölkerung und ein paar dumme Bauern auf und eines Nachts stand das Ghetto in Flammen, eine grauenhafte Schlächtereier begann, und als der Morgen tagte, bedeckten Dutzende von erschlagenen und grausam verstümmelten Juden die Straßen ... rauchende Trümmer erhoben sich an Stelle der kleinen Häuser, in denen soviel Glück gewohnt ... hungernde Kinder irrten obdachlos ... verwaist umher und suchten weinend Mutter und Vater. Der alte Daniel lag erschlagen von Spartas Hand ...

Während des alles verwirrenden Brandes und des grausamen Gemetzels hatte Jaracoff sich Mariens bemächtigt und sie entführt. Schaum deckte die Weichen der Pferde, als der Wagen im Hofe des Gouvernementspalastes einfuhr. Strahlende Helle begrüßte sie.

„Was ist los?!“ brüllte Jaracoff den wachhabenden Offizier an.

Dieser verneigte sich ehrerbietig:

„Seine Exzellenz der Herr Generalgouverneur und Ihre Exzellenz die Frau Gouverneurin sind vor einer Stunde eingetroffen!“

Unter Jaracoff wankte für einen Augenblick der Boden. Da hörte er leises Flüstern hinter sich; Sparta wisperte:

„Gehen Ew. Exzellenz ruhig hinauf! Ich bringe das Mädchen in Sicherheit!“

Gefäßt stieg Jaracoff die Treppe empor. Freundlicher Empfang wurde ihm zuteil. Seine Frau begrüßte ihn als „Helden“, der sich nicht scheute, ein Pogrom selbst niederzuwerfen. Sein Schwiegervater ließ sich eingehend Bericht erstatten. Aber ganz wohl fühlte sich Jaracoff nicht.

Er hatte das Gefühl, wie wenn der ruhig und ernst blickende alte Herr ihm gegenüber mehr ahne oder mehr wisse, als ihm angenehm sein konnte. Gott sei Dank, daß er am nächsten Morgen wieder weiterfuhr ...

Zwei Tage später wurde Odessa durch ein Attentat auf den Gouverneur Jaracoff überrascht. Ein junges Mädchen aus dem Orte, wo letzthin das Pogrom stattge-

funden hatte, sollte es verübt haben. Es hieß, sie sei schon auf dem Wege nach Sibirien.

Die volle Wahrheit erfuhr die Öffentlichkeit nicht.

Ivan war mit Sarah zusammen ins Schloß eingedrungen, und während Sarah das Attentat verübte, war es ihm gelungen, Marie zu entführen und mit ihr zu verschwinden. Sarah wurde in die Quecksilberminen geschickt. Als sie mit zahlreichen Leidensgenossen die Straße des Jammers dahinmarschierte, die zu einem langsamen Tode in den Quecksilberdämpfen von Kara führt, schritt ein Soldat als Wächter an ihrer Seite ... es war Nicolai Naigoff.

Monde vergingen. Jaracoff fuhr fort, seine „Inspektionsreisen in Zivil“ zu machen. Er ahnte nicht, daß ihn sein Schwiegervater seit dem Pogrom peinlich überwachte ...

Monde vergingen, in denen Sarah Unendliches an Mühe und Qual auszustehen hatte, während Naigoff mit zusammengebißenen Zähnen zusehen mußte, wie Smailoff, der Kommandant von Kara, jedes Mittel anwandte, um sich das schöne Mädchen gefügig zu machen. Monde vergingen, in denen Naigoff die Saat des Aufruhrs säte, bis eines Tages ein Sturm in doppelter Bedeutung losbrach. Einer der verheerenden Schneestürme hatte die Telegraphenlinie zerstört und die Sträflinge wurden aufgeboten, sie zu reparieren. Das war das Zeichen zum offenen Aufruhr. Unter Naigoffs Führung wurden die wenigen Soldaten leicht überwältigt, die übrigen Gefangenen befreit ... auch Sarah, die eben ausgepeitscht werden sollte, weil sie die Schuld einer jungen Mutter auf sich genommen hatte, die für ihr hungerndes Kind ein bißchen Milch gestohlen ...

Nach unsäglichen Schwierigkeiten erreichten die Flüchtenden Odessa, das immer noch ohne Telegraphenverbindung mit Kara war. Schon winkte die Freiheit, schon sahen die Beiden den Dampfer vor sich, der sie nach Amerika bringen sollte, da stieß Sarah auf einmal einen durchdringenden Schrei aus.

Vor ihnen stand, ein höhnisches Lächeln auf dem verwüsteten Gesicht – der Gouverneur Jaracoff.





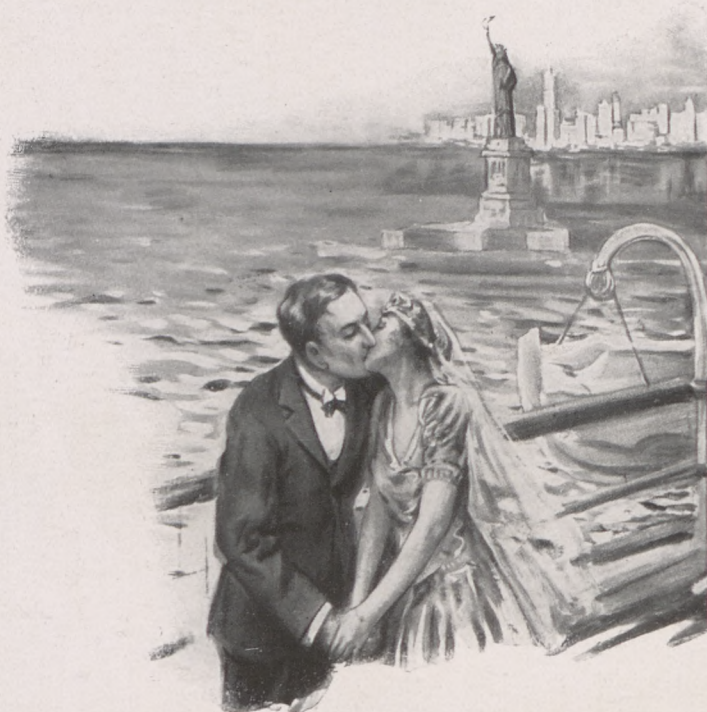
... Während des alles verwirrenden Brandes und des grausamen Gemetzels  
hatte Jaracoff sich Mariens bemächtigt und sie entführt ...



Aus dem Hintergrunde trat Sparta mit breitem Grinsen. Er winkte ein paar Polizisten heran. Schon wollte sich Naigoff in einem Anfall der Verzweiflung auf ihn werfen, da schob sich ein alter Krüppel zwischen ihn und den Sekretär. Er riß eine Perücke ab, warf die Krücken weg ... mit einem Schrei fuhr Jaracoff zurück: es war sein Schwiegervater, der Generalgouverneur.

Zur selben Stunde, da sich Naigoffs und Sarahs Schiff langsam, zitternd vom Kai entfernte, wurden auf der Festung zwei Gefangene für den nächsten Transport eingeliefert. Es waren Jaracoff, der einst allmächtige Gouverneur von Odessa, und sein gefürchteter Sekretär Sparta.

Sie gingen nun den Weg, den sie selbst so viele Unschuldige hatten gehen lassen.







Ein grauenhafter Schrei zerriß die feiertägliche Stille der Natur. Ein Schrei, so furchtbar, wie er nur aus einer Menschenkehle kommt, die bereits den würgenden Griff der Todeshand spürt. Tom King war von Jugend auf ein Naturschwärmer. Wer ihn jedoch deshalb für einen verträumten Weichling gehalten hätte, würde sich verdammt getäuscht haben. Aber der gräßliche Schrei ließ ihn doch zusammenfahren; er schien aus eines Weibes Mund zu kommen. Wütend riß er sein Pferd herum und jagte in voller Pace in die Richtung, aus der der Schrei gekommen war. „Verfluchte Sonntagsreiter“ knirschte er, und mußte trotzdem beinahe wieder lachen, wenn er daran dachte, mit welch eifrigem Hochmut eine kleine Partie Fremder seine wohlmeinenden Warnungen abgewiesen hatte. „Donnerwetter!“ Er kannte doch hier Weg und Steg seit Jahren und war der sicherste Reiter auf dem sichersten Gaul weit und breit in der Runde. Und da wollte so ein Häuflein Stadtkinder in Breeches und funkelnagelneuen Gamaschen alles besser wissen als er und einen Weg reiten, vor dessen Unsicherheit ihm selber manchmal graute.

. . . . Aber Wut und Spott vergingen, als er, um eine Ecke biegend, das Gräßliche erblickte: Das junge Mädchen der Gesellschaft mußte wohl ausgeglitten und

gestürzt sein. Die Wucht des Sturzes hatte sie über den Rand des Weges hinausgeschleudert, und da hing sie nun, verzweifelt an einen verkrüppelten Baum geklammert, zwischen Himmel und Erde. Totenbleich, mit schlotternden Knochen, starrten ihre Begleiter auf sie . . . . unfähig, zu helfen.

Mit Sekundenschnelle hatte Tom King die Situation erfaßt.

„Halten Sie aus!“ brüllte er aus Leibeskräften, „nur ein paar Sekunden!“

Mit einem Ruck parierte er seinen Gaul, daß dieser fast in den Hachsen zusammenbrach . . . . und schon lag Tom selbst am Rande des Abgrundes und packte mit nerviger Faust nach der zarten Gestalt, deren schlanke Finger sich eben schon ermattet lösen wollten . . . .

Als Gloria Gaynor ein paar Augenblicke später, noch zitternd und bleich, neben ihrem Retter stand, kam es ihr vor, als wenn sie zum erstenmal in ihrem Leben einen wirklichen Mann sähe. Brandon, den sie unter ihren Begleitern bisher am meisten bevorzugt hatte, bekam das auch deutlich zu spüren. Und Tom King wußte am Abend dieses Tages zwar nicht genau, ob er sich Gloria Gaynor erobert habe, aber desto sicherer, daß er sich in Brandon einen unversöhnlichen Feind geschaffen hatte.



Gloria Gaynor sollte noch kurz vor ihrer Abreise nach San Franzisko ein zweites Mal Gelegenheit haben, Tom King als „Ritter ohne Furcht und Tadel“ bewundern zu können. Sie war mit ihm zum Honny Gutt hinausgeritten, einem Freunde ihres Vaters und gleichzeitig auch Toms. Honny Gutt lebte krank und einsam auf seinem Landsitz. Ein tragisches Schicksal hatte diesen Mann eine Goldmine finden und ihn dann zum Krüppel werden lassen, bevor es ihm gelungen war, sie aus-

zubeuten. Viele hatten sich schon bemüht, ihm das Geheimnis zu entreißen. Aber Honny Gutt hütete es mit dem Argwohn und dem Mißtrauen eines verbitterten Kranken.

Als Gloria und Tom bei ihm anlangten, hörten sie Schreie und das Poltern von Möbelstücken. Nichts Gutes ahnend, riß Tom die Türe auf und sah, daß er gerade noch zur rechten Zeit kam. Bei dem alten Mann befand sich Brodie, eines jener verdächtigen Subjekte, von denen man nie weiß, wovon sie eigentlich leben. Und . . . Tom brauchte keine langen Erklärungen: Brodie mußte zu seinem Bedauern feststellen, daß er noch nie so rasch vor eine Türe gekommen war, wie vor die des alten Honny Gutt.

Das war alles nur dazu angetan, Gloria zu imponieren. Und Brandon, dem das gar nicht in den Kram paßte, atmete auf, als er mit Gloria und seinen Freunden im Zuge saß und das beruhigende Be-

wußtsein hatte, daß jede Sekunde die Entfernung zwischen Tom und Gloria vergrößerte.

Brandon war das, was man allgemein einen geriebenen Halunken nennt. Die Sache mit der Goldmine ging ihm nicht aus dem Kopf. Brodie, mit dem er in Verbindung getreten war, behauptete, den alten Honny Gutt doch noch bestimmen zu können, sein Geheimnis zu verkaufen. So kam es, daß Brandon

früher als er dachte in die Gegend zurückkehren sollte, die ihm durch die Heldentaten seines Nebenbuhlers eigentlich so unsympathisch geworden war. Als Gloria davon hörte, witterte sie sofort wieder allerhand Abenteuer und war Feuer und Flamme dafür, Brandon zu begleiten.

Brandon kniff die Augen zu und überlegte einen Augenblick. Das

paßte ja ausgezeichnet. Er und Gloria würden zunächst ja doch allein sein, und das Weitere, na ja, das würde sich schon finden.

„Well, Miß Gaynor,“ meinte er nachlässig, „dann wird es wohl das beste sein, ich telegraphiere gleich an Ihre Mutter, denn wir müssen heute noch fahren.“

Gloria fand das sehr umsichtig und taktvoll, und nach nicht ganz zwei Stunden hatten sie San Franzisko im Rücken.

Brandon rieb sich vergnügt die Hände. Er hatte sich wohl gehütet, Frau Gaynor zu benachrichtigen. Die Gleichgültigkeit,





mit der Gloria alles behandelte was sie nicht gerade interessierte, hatte es ihm ermöglicht, sie im Hotel als seine Ehefrau einzutragen. Er rechnete ganz richtig, daß die Gaynors, beunruhigt über das Ausbleiben ihrer Tochter, die Polizei mobil machen würden . . . man würde sie suchen . . . man würde sie finden . . . mit ihm zusammen im Hotel . . . der Skandal wäre fertig und die Gaynors müßten noch zufrieden sein, wenn er ihre kompromittierte Tochter heiraten würde.

In der kleinen Stadt war es ja wohl selbstverständlich, daß Tom in kürzester Zeit die Rückkehr seiner Bekannten erfuhr. Er eilte ins Hotel und hörte mit Befremden, daß zwar ein Ehepaar Brandon, aber keine Miß Gloria Gaynor dort abgestiegen sei. Überrascht stieg er die Treppe empor. Laute Stimmen drangen ihm aus Brandons Zimmer entgegen.

„Sie sind ein Schuft!“ hörte er Glorias Stimme durch die Türe, „Sie haben mich hierher geschleppt, um mich zu kompromittieren und zur Heirat zu zwingen!“

In Brandons Stimme lag eiskalter Hohn als er erwiderte: „Geschleppt? Ich darf Sie wohl daran erinnern, daß Sie mir Ihre – übrigens entzückende – Begleitung derartig „nahelegten“, daß ich wohl berechtigt war, anzunehmen, was ich annahm. Und mir deshalb keine Skrupel daraus machte, uns gleich als Ehepaar einzutragen.“

Mein Gott! Ob ein paar Tage früher oder später, ist ja schließlich und endlich egal.“

Glorias Stimme überschlug sich beinahe als sie schrie: „Nie werde ich Sie heiraten, Brandon, hören Sie! Niemals! . . .“

„Sondern? . . .“ Der höhnische Klang in Brandons Stimme wurde noch schärfer. „Sondern mich!“ sagte Tom King und trat ins Zimmer. Das war sicherlich eine extravagante Form der Brautwerbung. Aber Gloria schwärmte ja von jeher für das Außergewöhnliche. Nur so war es möglich, daß der

Sheriff des kleinen Ortes nach gut amerikanischer Sitte bereits zwei Stunden später eintragen konnte, daß Mr. Tom King und Miß Gloria Gaynor ein Paar geworden waren.

Tom brachte seine Frau in sein kleines Landhaus in Sicherheit. Da aber Gloria fürs Außergewöhnliche war, wollte sie auf ihre außergewöhnliche Eheschließung auch eine außergewöhnliche Brautnacht folgen lassen, und so schlug sie Tom die Schlafzimmertür vor der Nase zu.

Tom versuchte zu verstehen und streckte sich auf seinem Sofa aus. Am nächsten Tage wollte man früh aufstehen, um die Mine des alten Honny Gutt zu suchen, die der Alte seinem jungen Beschützer als Hochzeitsgeschenk verraten hatte.

In fröhlichster Stimmung war man am frühen Morgen fortgeritten. Gloria schien wieder das sprühende, reizende Geschöpf von ehemals zu sein. Aber eine Expedition nach einer versteckten Mine ist eben kein Morgenspazierritt. Und je höher die Sonne stieg, je unbarmherziger ihre Pfeile stachen, desto schlimmer wurde Glorias Laune. Schon seit Stunden hatten sie die ge-



. . . In fröhlichster Stimmung war man am Morgen fortgeritten . . .



bahnten Wege hinter sich. Die Pferde mußten bald vorsichtig tastend geröllbedeckte Halden durchqueren, bald stöhnend steile Hänge hinanklimmen. Sie dampften und zitterten unter den unerhörten Anstrengungen.

Gloria wollte umkehren. Sie wollte nachhause. Sie wollte von nichts mehr irgend etwas wissen. Am allerwenigsten von Tom King. Sie schalt ihn einen Verführer, einen skrupellosen Gauner, den sie nur geheiratet habe, um dem augenblicklichen Skandal mit Brandon zu entgehen, aber den sie nicht liebe, niemals geliebt habe, niemals lieben werde. Im Gegenteil! Sie hasse ihn, sie verabscheue ihn, sie . . . Tom ritt schweigend, mit zusammengebißenen Zähnen, bis sie

endlich den Platz erreicht hatten, wo die Mine liegen sollte. Da hob er Gloria aus dem Sattel, legte sie in den Schatten und machte sich daran, das Gold aufzuspielen. Wiehernd entfernten sich die Pferde nach einem lockenden Grasfleck hin.

\*

Gloria beobachtete Tom und fand, daß er doch eigentlich ein fabelhafter Kerl sei. Seine ruhige Gelassenheit imponierte ihr. Sie rief ihn an: „Tom!“ Er hörte nicht . . . oder wollte nicht hören. Sie rief lauter: „Tom!“ Da sprang er plötzlich aus seiner zusammengekauerten Stellung empor und tanzte umher wie ein Besessener.



. . . Ein grauenhafter Schrei zerriß die feiertägliche Stille der Natur . . .



„Ich hab's!“ brüllte er „Gloria! Ich hab's!“

Doch ehe Gloria noch aufspringen konnte, um zu ihm zu eilen, durchschnitt ein angstvolles Wiehern die Luft . . . Tom hordte hoch auf, dann ließ er die Gesteinsbrocken fallen, die er in den Fäusten hielt, und eilte wie ein Tollgewordener auf den Rasenfleck zu, wo die Pferde eben noch geweidet hatten. Gloria sah noch, wie er im Laufen ein Messer herausriß . . . wie sein Pferd in aufgeregten Sätzen auf ihn zueilte . . . verfolgt von zwei mächtigen hundeartigen Tieren . . . Gloria stieß einen Schrei aus. Das eine der Tiere war mit wütendem Satz an Tom hochgesprungen und hatte ihn niedergerissen. Dann schwanden ihr die Sinne . . .

Als sie wieder erwachte und sich erst langsam wieder zur Gegenwart zurückfinden konnte, sah sie Tom neben sich sitzen. Er trug notdürftige, zerfetzte

Verbände um Stirne und Hände. Aber er lächelte und sah zufrieden aus.

Eine nie gekannte Weichheit überkam Gloria. „Tom,“ sagte sie leise, „mein guter Tom! Haben Dich die Hunde sehr böse zugerichtet?“

Tom sah sie mit strahlendem Lächeln an: „Die Hunde? Liebling! Die Hunde waren zwei ausgewachsene Wölfe! Viel schlimmer aber als die beiden waren Brandon und Genossen!“

Gloria stieß einen Schrei aus: „Brandon?“

„Na ja,“ meinte Tom beruhigend, „er war uns gefolgt, Gloria, weil er doch von der Mine auch was abhaben wollte. Hat aber nichts abbekommen als ein paar solide Kinnhaken . . .!“

Er wies lächelnd in die Ferne. Da sah man noch ein paar kleine, sich rasch entfernende Staubwolken.

„Tom,“ sagte Gloria, „Du bist wirklich ein fabelhafter Kerl!“ und man hörte, sie meinte es wirklich ganz ehrlich.





„Himmelherrgotttonnerwetter! Dieser gottverdammte geschniegelte Junge aus der Stadt!“ Toms braun gebranntes, männlich schönes Gesicht war glutrot vor Wut. Er zerrte an den Schnallen des Geschirres, das er eben einem eleganten grauen Maultier auflegen wollte, damit die Köchin mit ihm auf den Markt fahren könne. Das Maultier aber legte die Ohren in verdächtiger Weise nach hinten und sah den großen Tom mißtrauisch von der Seite an. Tom schien nichts davon zu bemerken. Er zerrte weiter an Gurten und Schnallen und holte aus dem tiefsten Innern seines Herzens alle Flüche heraus, die er in der Zeit seines 24jährigen Lebens gelernt hatte.

Er war ein flotter, strammer Junge. Kein Pferd war ihm zu wild, keine Mula zu widerspenstig, kein Stück Rindvieh zu störrisch. Er wurde mit allem fertig. Dabei schoß er auf 35 Schritt das Herz aus dem As und sein geschleudertes Messer traf auf 50 Ellen noch einen Apfel. Nur mit Elvira Clark wurde er nicht fertig. Und ihr Herz war anscheinend nicht so leicht wegzunehmen, wie das einer Spielkarte mit einem Revolverschuß. Und mit Messerwürfen war bei Elvira schon gar nichts zu machen. Denn sie war Tanz-

lehrerin des kleinen Ortes und hatte die Obhut über die ästhetisch schöne Ausbildung der verschiedenen Kinder und heiratsfähigen „Girls“. Und wenn ein treffsicherer Messerwurf gewiß unter Männern allerhand wert ist – eine ästhetisch entzückende Sache für Tanzlehrerinnen schien es nicht zu sein.

So dachte sich wenigstens Tom, der sich auf Frauen und Frauenherzen bedeutend weniger verstand als auf Pferde, Rindvieh und Waffen.

Er hatte seinen Dienst als Verwalter der Ranch Elviras angetreten mit dem guten Vorsatz, ein guter Verwalter zu sein. Mit Frauen hatte er sich nie abgegeben. Aber dann war allmählich etwas über ihn gekommen, das ihn bedrückt und unsicher machte. Elviras Augen schienen ihm eine faszinierende Gewalt auszuströmen . . . ihre Stimme schien ihm einen unerhört süßen, weichen Klang zu haben, so daß er oft ihren Anordnungen nur lauschte, ohne recht hinzuhören, und ihren Fragen ebenso . . . so daß er manches Mal einfach die Antwort schuldig bleiben mußte, weil er nicht wußte, was sie ihn eigentlich gefragt hatte.

Er war eben einfach „weg“ in Elvira. Und da er die Frauen nicht kannte,





... Er war ein flotter, strammer Junge. Kein Pferd war ihm zu wild, keine Mula zu widerspenstig, kein Stück Rindvieh zu störrisch ...

bemerkte er nicht, daß die Augen seiner Herrin länger als nötig an seiner schlanken Gestalt hingen, und daß ihre Stimme, wenn sie mit ihm sprach, einen weideren Klang bekam, als im Gespräch mit anderen.

Tom war jederzeit bereit, ein scheuendes Pferd anzuspringen ... ein wildgewordener Stier schien ihm nur die gebotene Gelegenheit, um zu zeigen, was er eigentlich könne – aber seiner grenzenlosen Zuneigung zu Elvira, seiner

Herrin, Ausdruck zu geben – das schien ihm ein Ding der Unmöglichkeit zu sein!

Und so kam es, daß der junge Ingenieur Denman, der von Frauen weitaus mehr verstand als von Pferden, und der auf Elviras Farm Ölspuren entdeckt hatte, mit seinen glatten, und dabei doch draufgängerischen Manieren Elvira allmählich



soweit brachte, daß sie ihm ihr Jawort gab . . .

Tom empfing diese Mitteilung gleichzeitig, mit der Anordnung den Wagen für die Köchin fertigmachen zu lassen. Er stapfte sporenklirrend aus dem Zimmer und suchte irgend etwas, um seiner Wut freien Lauf zu lassen. Da die Knechte alle draußen auf dem Felde waren, suchte er selber das Geschirr heraus, zog die Mula aus dem Pferd und machte sich daran, das Gefährt fertigzumachen . . . nur um eine Beschäftigung zu haben, die ihn einigermaßen ablenkte.

Die Wut kam ihm aber immer wieder hoch. Hundertmal verfluchte er sich und seine gottverdammte Schüchternheit, und endlich warf er das fertiggemachte Geschirr mit solcher Wucht auf den Rücken des Tieres, daß dieses ihm höchst ungehalten die Rückseite zudrehte und mit einigen kräftigen, sicherlich in der Eselsprache nicht sehr liebenswürdig gemeinten Lauten einige Tritte vor den Magen versetzte, die nicht von schlechten Eltern waren . . .

Tom schnappte vergeblich nach Luft . . . dann fiel er um und versank in tiefe Bewußtlosigkeit.

In Traum und Fieber spielt die Phantasie närrisch mit uns und unserem Denken. Tausend Dinge wirft sie durcheinander. Belanglosigkeiten und wichtige Ereignisse, tiefgründige Probleme und alberne Seichtheiten. So ging es auch Tom.

Er war es seit langem achselzuckend gewohnt gewesen der „Don Juan der Stadt“ zu heißen, nur weil die albernen jungen Mädchen, gleichsam wie auf allgemeine Übereinkunft, nichts besseres zu tun hatten, als sich in ihn zu verlieben. Ausgerechnet in ihn, der nur von einer wissen wollte – von der Einen, der er sich nichts zu sagen traute.

Im Traum sah er sich auf einmal als richtigen Don Juan aus dem Mittelalter mit Pluderhose, Seidenwams, langen Strümpfen und Stoßdegen. Ein federn-geschmückter Hut deckte sein Haupt, von dem auf einmal lange Locken niederwallten. Und er focht gegen die Mauren, die Granada nicht aufgeben wollten, und bestand allerhand Abenteuer. Gleichsam als Erinnerung an sein Mißgeschick spürte er immer ein Hufeisen auf seiner Brust, ein Hufeisen, das ein wunderbarer Talis-

man war, der ihn aus allen Gefahren errettete. Er fieberte tüchtig. Und Elvira, die manchmal sorgsam an sein Bett trat, um sich nach ihm umzusehen, machte eine merkwürdig traurige Miene, weil sie ihn immer von einer Elvira sprechen hörte, welche er im Traume stets als „Königin der Schönheit“ auszeichnete. Und so gingen die Tage dahin . . . immer wirrer wurden Toms Träume . . . immer heißer seine Stirne . . . immer wechselseitiger die Vermischung von Vergangenheit und Gegenwart, die in seinem überreizten Hirn Platz griff, bis er eines Tages die Heere der Mauren – mit Radio verjagte, was zwar ein grober Anachronismus, aber sicher eine sehr amüsante Kriegslist für ihn war. Dann befreite er Elvira, die Königin seiner Fieberträume, aus dem zurückgelassenen Lager, erbeutete unermeßliche Schätze und – erwachte. Etwas abgemagert und ernüchtert sah er sich um. Und sah, daß all das was er so brennend heiß erlebt hatte, eigentlich und wirklich nur ein Traum gewesen war. Selbst die Flucht mit der Traum-Elvira auf feurigem Roß durch Andalusiens Ebenen . . .

Seufzend startete Tom zur Decke empor, um dann in einen sehr langen und gesunden Schlaf zu verfallen.

Er erwachte frisch und gekräftigt nach 24 Stunden. In seinem Hirn hatte sich ein Gedanke aus dem Traum eingenistet: der Gedanke, Elvira zu erobern, wie er seine Traum-Elvira gewonnen hatte. Und er ging spornstreichs zu ihr, um trotz Verlobung und Bräutigam diesen Gedanken zu verwirklichen. Aber – zu seinem Erstaunen fand er die Behausung zwar festlich geschmückt, aber – leer. Elvira war mit ihrem Verlobten zum Sheriff gefahren, um den Ehekontrakt zu unterzeichnen. Einen Augenblick stand Tom wie vor den Kopf geschlagen. Dann warf er sich auf sein Pferd und jagte zur Behausung des Sheriffs. Er fand eine stattliche Anzahl Gäste bereits versammelt. Man wartete nur noch auf einige besonders geschätzte Zeugen.

Man kann nur erzählen, was sich nun abspielte. Aber man kann mit aller Zungenschnelligkeit der Gedankenschnelle nicht nachkommen, mit der Tom handelte. Mit einem Sprung stand er vor der Braut, mit einem Griff hatte er sie umfaßt, mit





... Immer wirrer wurden Toms Träume ... immer heißer seine Stirne ... immer wechselseitiger die Vermischung von Vergangenheit und Gegenwart ...

drei Sprüngen erreichte er sein Pferd. Ehe man sich's versah, saß er mit seiner süßen Last im Sattel und brauste davon, – wie er's im Traum erlebt hatte. Elvira war zuerst verblüfft, dann erstaunt, dann hingerissen ... ihre seit langem für ihn schlummernde Zärtlichkeit brach reißend durch in dem köstlichen Dahinjagen über das weite Feld – sie schmiegte sich zärtlich an ihn. Er sah ungewiß auf sie herab:

„Bist Du böse auf mich?!“

„Ja“, antwortete sie, „eigentlich schon! Das hättest Du alles schon bedeutend eher machen können!“

Da küßte er sie – trotzdem Tony, sein Pferd, gerade zum Sprung über einen Graben ansetzte.

\*

Tony ging langsamen Schritt. Elviras Schulter ruhte an Toms Brust. Ihr Atem ging schwer. Ihre Augen waren ge-



schlossen. Tom wußte nicht mehr, ob die lauten, dröhnenden Schläge, die er hörte, von Tony's Hufen oder von seinem oder Elviras Herzen stammten...

Da blinkte es auf einmal gleißend auf in einem Tümpel. Ein schweres Hufeisen lag dort halbversunken. Tom gedachte seines Traumes. Er stieg ab, um das gute Zeichen aufzunehmen. Sorgsam bettete er Elvira ins hohe Gras. Das

sich in den Eindrücken des Hufeisens eben wieder die regenbogenfarbene Flüssigkeit sammelte.

„Mein Gott!“ stammelte Elvira, „das ist ja Öl! ... Öl – nahezu am Tage!“

Jauchzend brüllte Tom, während er mit seinen öligen Händen die zarte weiße Gestalt an sich drückte: „Öl! Elvira! Öl! Jetzt sind wir wirklich reiche Leute!“

Und dem war auch so.



... Ehe man sich's versah, saß er mit seiner süßen Last im Sattel...

Eisen zeigte schillernde Farben ... und der Eindruck, den es im Boden hinterlassen hatte, flimmerte wie ein kleiner Regenbogen. Erstaunt kniete Tom nieder und untersuchte ... dann stieß er einen Freudenschrei aus, so urwüchsig, so derb, so furchtbar laut und gellend, daß Elvira erschrocken aus ihren Träumereien in die Höhe fuhr:

„Was ist los, Tom, was schreist du so?“

Tom streckte ihr die fettig gewordenen Finger entgegen und wies zu Boden, wo

Oft haben sich später sogenannte geistreiche Leute über den Aberglauben des jungen Minenbesitzers lustig gemacht, der ein altes Hufeisen über seiner Türe aufhängte, als ob es ihm Glück bringen könne. Sie wußten nicht, daß das Hufeisen bereits Glück gebracht hatte. Wie eben viele geistreiche Leute manches nicht wissen, was eigentlich von grundlegender Bedeutung für die richtige Beurteilung der Verhältnisse und Menschen ist ....







„Well, gentlemen! Dave Deering haben Sie ja wohl alle noch gekannt. War einer der feinsten Kerle auf hundert Meilen im Umkreis, und die Strecke war hier niemals sicherer, als zu der Zeit, da er sie zu inspizieren hatte. Und Tony, sein Teufels Gaul, das war fast kein Pferd. Das war etwas ganz Anderes. Dachte mir manchmal, daß irgend eine arme menschliche Seele in dem Tiere stecke, die noch allerhand auf Erden abzutragen habe, bevor sie ihre Ruhe bekommen könne. Denn das Tier hatte Verstand und Herz – – mehr als mancher Mann auf der Welt. Von Dave und Tony wird ja auch noch genug erzählt, aber . . . von Daves Tiger haben Sie wohl kaum gehört!“

Wir rückten interessiert näher. Dave Deering, ja, von dem hatten sie alle schon gehört. Er war so eine Art Idealgestalt in dem kleinen Wildwest-Städtchen Ten Mile. Er mußte eine merkwürdige Mischung von Cowboy und Gentleman gewesen sein. Alle guten Eigenschaften wurden ihm nachgesagt. Die interessanteste aber war, daß er sich durch seine tollkühne Hilfsbereitschaft eine reiche Braut geholt hatte, die vordem sicher nie daran gedacht hatte, einem Wildwestmann zum Altar zu folgen.

Der alte Jonny Lincoln wartete nur, bis die Whiskygläser wieder voll waren, dann

erzählte er weiter: „Ich hab's noch aus Daves eigenem Munde. Er kam vor ein paar Jahren mal hier durch, da hatte der gute Junge nicht vergessen, daß ich ihm mal im Winter Fleisch nach seiner eingeschnittenen Hütte gebracht hatte, und wollte mir was Gutes dafür tun. Well, sagte ich ihm, trinken wir einen Bottel Whisky und erzähl' mir, wie das seinerzeit zuging, daß Du auf einmal ein reicher Mann warst! Also, er begann damit, daß er eines Tages einen Hund fand als er seine Strecke abritt. Sie brauchen nicht zu lachen, gentlemen. Es war kein gewöhnlicher Hund. Es war eine wunderbare, schöne Dogge. Trug noch ein Stück Kette am Hals. Mußte sich also losgerissen haben. Na, Dave war zwar wohl der Mann, irgend einem Rowdy eins auf die Nase zu setzen, daß er sämtliche Sterne am Tage tanzen sah, aber für alles Viehzeug unter Gottes Sonne hatte er ein weiches Herz. Nahm also den Hund auf, der – höchst merkwürdiger Weise, neben einem anderen kleinen Köter saß und heulte. Der Kleinere war tot. Dave sagte, er habe das Genick gebrochen gehabt. Mußten ihn wohl aus dem Zug geworfen haben. Na, schön. Dave nahm die Dogge mit sich und nannte sie Tiger, weil sie so gefleckt war. Ging auch brav und anständig mit, wie ja das Viehzeug immer an Dave hing.



Hatte es auch nicht zu bereuen. Denn in Daves Hütte bekam das ausgehungerte Vieh erst mal zu fressen. Dann ging plötzlich die Türe auf und ein verlotterter Kerl stand im Rahmen und wollte Obdach haben. „Tiger“ knurrte ihn merkwürdig feindselig an, hat mir Dave erzählt, und der Mann maß den Hund auch mit so tückischen Augen, daß Dave den Verdacht bekam, die beiden hätten schon mal miteinander zu tun gehabt. Richtig, als der Mann eintrat, fuhr ihm Tiger an die Beine.

Und was glauben Sie, tut die Kanaille von Kerl? Zieht in Daves Hütte den Revolver und will Daves Hund im eigenen Hause niederknallen. Na, da können Sie sich ja wohl denken, wie die Sache ausging! Der Kerl blutete aus allen Löchern seines Anzuges, als er wieder abzog. Denn wo Dave nicht hingehauen hatte, da hatte Tiger mit seinem Gebiß ganze Arbeit gemacht.

Dann gingen Dave und Tiger wieder an die Arbeit und Tiger zeigte sich als gelehriger Kerl. Dave war ja auch wie geboren für so was. Der sprach mit seinem Pferd und seinem Hund als wenn's Christenmenschen wären. Und das wäre alles sehr schön gewesen, wenn nicht eines Tages der Sheriff gekommen wäre – und mit ihm ein paar handfeste Kerle – und Dave verhaftet hätten!“

Jonny Lincoln mußte erst mal bedächtig und langsam einen ordentlichen Schluck nehmen.

„Gentlemen, glaube, daß den Burschen nicht ganz wohl war bei dem Gedanken, es im Bösen mit Dave zu tun zu bekommen. Denn Dave hatte Pferdekräfte. Benahm sich aber ganz ruhig. Fragte, was es gäbe und bekam zur Antwort, er müsse mitkommen, er stehe im Verdacht, daß er den Postmeister von Ten Mile getötet und die Kasse ausgeraubt habe. »Jonny,« hat mir Dave damals selbst gesagt, »ich war so perplex, daß ich kein Wort sagen konnte. Ich ging einfach mit. Ich sagte Tiger, er solle auf die Hütte aufpassen und ging mit, konnte mir gar nicht denken, daß auch nur irgendetwas Wahres an dem ganzen Gerede sein könne.«

Teufel, der arme Kerl mußte bald merken, daß die Sache verflucht ernsthaft war. Wurde in Ten Mile empfangen wie der leibhaftige Satan. Schmissen mit Steinen nach ihm und fluchten und schimpften

hinter ihm her, daß es nur so eine Art hatte. Und, was glauben Sie, mitten unter der Menge, der Aufgerregteste war – jener Rowdy, den Dave erst jüngst aus seiner Hütte gejagt hatte. Man konnte ihn nur mit Mühe ins Gefängnis bringen. Mußte Posten aufstellen, damit die Leute nicht den Kerker stürmten und den guten Dave teerten und federten. Dave durfte sich gar nicht am Fenster zeigen, sage ich Ihnen, sie hätten nach ihm geschossen wie nach 'ner Schießscheibe. Der arme Junge hatte eine verteilte Nacht. Die einzige Beruhigung war ihm sein Wächter, der draußen vor der Türe saß und soff und allerhand Lieder sang, um nicht einzuschlafen. Der Whisky muß aber wohl stärker gewesen sein. Denn allmählich hörte er auf ... versuchte, noch einmal nach Dave zu sehen, steckte den Schlüssel ins Loch ... war aber schon ganz benebelt und fiel um. Dauert gar nicht lange, hört Dave an der Tür ein Scharren und Winseln ... „Tiger,“ schreit er auf, und da bellt's draußen auf dem Gang, kurz und scharf, und dann hört Dave ein Rasseln und Knarren an der Türe und – – – bei Gott, gentlemen, der brave Köter hatte es doch fertiggebracht, den Schlüssel im Loch herumzudrehen. Na, Dave war kein Mann des Zauderns. Eins, zwei, drei hatte er die Büchse des Wächters gepackt, durch ein Parterrefenster ging's auf den Hof, der Hund hinterher. Im Korral wieherte ihm Tony, sein Pferd, entgegen. Aufgesessen, ein Sprung über die Fenz, Tiger mit einem Satz ebenso, und dahin ging's wie das Donnerwetter!

Können sich denken, gentlemen, daß die drei allerhand auszustehen hatten die nächsten Tage. Denn ganz Ten Mile war mit Bluthunden hinter ihnen her. Mußte ihnen schon der alte Herrgott geholfen haben, denn der Teufel hätte das nimmer schaffen können. Na, endlich verloren sie die Spur, und Dave hat mir gesagt, er hat auf der Erde gelegen und geheult wie ein Kind und bald seinem Tony und bald seinem Tiger die Schnauze geküßt vor Freude.

Die Freude dauerte aber nicht lange. Denn ein paar Tage später trafen sie auf ein steckengebliebenes Automobil. Dave, immer Gentleman, erbot sich, den Wagen zu reparieren, wenn's ginge. Und die junge Lady, die mutterseelenallein drinnen saß, nahm an. Wie das doch manchmal im



Leben zugeht. Mußte ausgerechnet diese schöne Lady die eigentliche Eigentümerin Tigers sein. Dave erzählte ihr, wie er zu dem Hund gekommen sei, Tiger erkannte seine Herrin auch, aber er mußte mit einem Strick im Auto festgebunden werden, als das Mädchen seine Fahrt fortsetzen wollte ... das arme Luder wäre viel lieber mit Dave weiter durch Dick und Dünn, als daß es in weichen Kissen Automobil fuhr.

Dauerte aber nicht lange, so sollten sie sich schon wiedersehen. Dave war weggeritten, hatte Tony den Hals geklopft und seinem Tiger eine ganz heimliche Träne nachgeweint. Aber wie er so langsam dahinzottelte, stieg ihm auf einmal ein brandiger Geruch in die Nase. Er stutzt, dann reitet er drauf los ... da sieht er auf einmal dicken weißen Qualm aufsteigen und über eine dürre Wiese läuft das Feuer schon wie's wilde Wetter. Und schon gellen Hilferufe aus irgendeines

Weibes Kehle. Und ... Dave stutzt ... das Heulen eines Hundes ... eines Hundes ... seines Tigers!

Wie der Teufel rast er auf den Herd des Qualmes zu. Es ist das Automobil der hübschen Lady. Ein Feuerkreis ist herumgelegt und drinnen sitzt ... angebunden und heulend ... Tiger. Wie der Blitz ist Dave aus dem Sattel und macht den Hund frei. Kaum kann er atmen vor Qualm, aber der Hund schießt an ihm hoch und leckt ihm Gesicht und Hände und ist närrisch vor Freude. Dann jagt er auf einmal weg und Dave taumelt hinter ihm her. Die Schreie gellen wieder an sein Ohr. Flugs ist er im Sattel und stürmt drauf zu ... Tiger voraus ... in den Wald hinein. Eine halb verfallene Hütte steht da ... irgend so ein Ding wo sonst nur Jäger übernachten ... da heraus schreit es und flucht mit einer angesoffenen Stimme dazwischen. Dave stürzt hinein, sieht einen Mann in wütendem Ringkampf mit der hübschen Lady,



... Na - Sie können sich denken, daß der keine schlechten Kinnhaken bekommen hat. ...



... reißt ihn weg und na ... können sich denken, daß der keine schlechten Kinnhaken bekommen hat. Dave packt ihn und schmeißt ihn hinaus, aber da hatte er nicht mit Tiger gerechnet, der fährt dem Mann an die Gurgel, daß der ausreißt was er kann in den Wald hinein, und Tiger hinter ihm her, und was glauben Sie ... in seiner Angst läuft der Geselle geraden Weges hinein in den Teil des Waldes, den das laufende Feuer schon in Brand gesetzt hat. Ein stürzender Baum prasselt vor ihm nieder, er verfängt sich in den Ästen ... Tiger packt zu ... und Dave erkennt den Kerl, der damals in seiner Hütte den Revolver zog und später die Menge auf ihn hetzte.

Dave beugte sich nieder zu dem Mann, der schwer ächzt und stöhnt. Ein Ast hatte ihm die Brust eingedrückt. Im selben Moment kommt's – halli und hallo – angebraust über die brennende Wiese! Vier Mann mit zwei Bluthunden, die die Verfolgung nicht hatten aufgeben wollen, haben zuletzt doch noch Daves Spur gefunden! Aber – gerade wie sie Dave stellen wollen, winkt der Verwundete ab und stöhnt auf. Man beugt sich zu ihm,

und ächzend gesteht er angesichts des Todes, daß er den Postmeister umgebracht habe. Der Atem langte gerade noch zu seiner Beichte. Dann fuhr seine schwarze Seele aus dem Leib."

Jonny schwieg eine Weile. Dann sagte er nachdenklich:

Na ja, können mir glauben, gentlemen daß die Burschen alle höllisch verlegen dastanden. Hatten aber gar keine große Zeit, um sich zu entschuldigen, denn der Waldbrand hatte sie so eingekreist, daß sie nur mit Mühe und Not entkommen konnten. Mußten abwechselnd die toderschöpfte Lady tragen, und konnten von Glück sagen, daß sie aus der Hölle herauskamen."

"Well," Jonny wischte sich langsam den Mund ab, „die Lady fuhr dann nach New York. Und den Dave Deering nahm sie mit. Die Hochzeit haben sie in New York gefeiert. Denn Dave Deering meinte, man könne nicht Hochzeit mit Leuten feiern, die einen teeren und federn wollten, trotzdem sie einen jahrelang gekannt hätten. Na ja, da hatte er nicht Unrecht. Und so sind die Leute von Ten Mile um das Vergnügen gekommen – eine Millionärshochzeit mitzumachen.“







Grellroter Schein zuckt durch das Nachtdunkel der Straße. Die Gasleitung wird nächtlicherweise repariert, denn am Tage kann man die Straße nicht aufreißen, durch deren Enge sich Hunderte von Fahrzeugen und viele Tausende von schwertrittigen Menschen langsam vorwärts wälzen. Wie ein Hexensabbath tanzt es um die rote, lodernde Flamme. Ins Riesenhafte wachsen die Schatten der Umstehenden und Vorübergehenden und tanzen wie gigantische Gespenster auf dem bizarren Halbdunkel der steilen, engenstrigen Häuser in der düsteren Gasse...

Langsam kam John Blackwell die Straße herab. Er kam von der Redaktion, bei der er erst seit zwei Monaten arbeitete, und war müde und angeregt zugleich. Müde von der tötenden Hast des Betriebes – angeregt durch das immer wechselnde, immer gleich brutal-rätselhafte Gesicht, das die Industriestadt Johnstown ihm nun schon seit Wochen zeigte.

Wie ein seltsames Ungeheuer lastete diese Stadt auf ihm. Wohl wußte er –

besser vielleicht als andere – daß es Not und Sorgen, Elend und Laster auf der Welt gab. Tiefer hatte er vielleicht in die letzten Abgründe der Ereignisse geschaut als so mancher andere. Tiefer auch, als viele seiner Kollegen, die hinter der gedankenschweren Stirne des jungen Mannes revolutionäre Ideen vermuteten und denen der klare Blick seiner Bekenneraugen unangenehm, ja, sogar zuwider war.

... Blackwell stutzte einen Moment. Dann eilte er rasch auf die flammenbeleuchtete Stelle los...

Mit dem feinen Gefühl des geborenen Journalisten hatte er sofort empfunden, daß hier mehr „los war“, als nur eine Gasleitungsreparatur. Und er hatte Recht. Wohl hundert Menschen hatten sich um den engen rotbeleuchteten Kreis zusammengedrängt und lachten, oder kritisierten mißbilligend das Schauspiel, das sich ihnen bot. Zwei vorübergehende Arbeiter, die anscheinend eine allzu nahe Bekanntschaft mit „Uncle Whisky“ gemacht hatten, waren in Streit geraten und boxten sich



nun, zum Gaudium der Passanten, auf offener Straße, wie wenn sie im Ring ständen und 10000 Dollars am Abend dafür verdienten. Hart fielen die Hiebe auf Kopf und Brust ... Blut strömte, langsam rinnend, über die schmutzigen Gesichter ... lautes Johlen aus den Reihen der Zuschauer folgte jedem treffenden Hieb ... Wetten wurden in fliegender Eile geschlossen ... und über all diesem nächtlich phantastischen Spuk zuckte das rote Licht, das der Arbeit dienen sollte, während die Gasarbeiter selbst mit vergnügtem Sportsinteresse dem Vorgang zuschauten und am liebsten noch Eintrittsgeld für diese Attraktion erhoben hätten ...

Schweigend ging John Blackwell weiter. Ein Auf-  
ruhr tobte in seiner Seele. Auf Schritt und Tritt war er gewohnt, ähnlichen, oft noch schrecklicheren Szenen zu begegnen: Frauen, die schreiend und weinend auf die Straße liefen, weil sie fürchteten, von den betrunkenen Männern totgeschlagen zu werden ... Kinder, die lieber in irgend einem Hauswinkel zusammengekauert schliefen, als sich zuhause martern zu lassen, Mädchen, die sich für ein Abendessen verkauften ... anständige Arbeiter, die zusammenbrachen, weil sie mit dem kärglichen Lohn in den Kohlenwerken oder Fabriken nicht mehr das Leben für sich und die zahlreichen Kinder fristen konnten ... eine

Summe von Elend, wie sie nur in einer Stadt wie Johnstown möglich war, in einer Stadt, die ungeheure industrielle Reichtümer produzierte.

Seit Wochen sah John Blackwell dieses Elend schon mit an. Sah, wie die Leute verdienten. Sah, wie sie – aus Fabriken und Gruben kommend – auch „ein bißchen vom Leben haben“ wollten. Sah, wie sich in dieser Stadt das brutalste und primitivste Laster ungeheuerlicher entwickelte, als alles andere.

Es fröstelte ihn. Dichter zog er seinen Mantel an den Körper. Einen Augenblick hatte er das Gefühl, daß es am besten sein würde, nachhause zu gehen und nichts mehr von diesem ganzen Elendsleben zu sehen, das hin- und her-  
taumelte zwischen brutaler, schwerer Arbeit und brutalem, rohem Genuß.

Doch dann besann er sich. Er eilte weiter, durchkreuzte ein paar Straßen



... und am Abend jauchzten die Jazzbands, glühten die farbigen Lampen und strömte der Alkohol ...



und trat in eine kleine Tanzbar, deren milchweiße Laternen die Straße mit einem grellen, unwirklichen Licht überfluteten ..

\*  
Richtig . . . da saß sie. Entzückend, frisch und lieblich anzusehen. Nett und unauffällig gekleidet, wie immer. Zahlreiche Blicke hafteten an ihr. Zahlreiche Herren kamen im Laufe der Viertelstunden und holten sie zum Tanz. Blackwell hatte sich in eine Ecke gesetzt und beobachtete. Wie durch magische Kraft fühlte er sich diesem schönen Weibe unterworfen. Manchmal neigte der Tänzer seinen Mund an ihr Ohr und flüsterte ihr etwas zu . . . aber sofort wurde ihr Gesichtchen kalt und abweisend, ihr Oberkörper bäumte sich etwas zurück . . . unverkennbare Ablehnung lag in der ganzen Bewegung ihres Körpers.

Wenn sie dann, ausruhend, ins Lokal startete, schien es Blackwell immer wieder,

als ob der seltsam verträumte, sehnsuchtsvolle Zug in ihrem Gesicht wiederkehre . . . jener Zug, der ihn veranlaßt hatte zu glauben, daß sie eigentlich mit all dem, was um sie herum war, nicht einverstanden war, daß sie nur mitmachte, wie all die Zehntausende in der Stadt . . . daß sie eigentlich ein grundanständiger Kerl war, den nur des Lebens Unbarm-



...Wie durch magische Kraft fühlte er sich diesem schönen Weibe unterworfen . . .



herzigkeit ausgerechnet in diesen Pfuhl geschleudert hatte.

Als er ihr das zum erstenmal gesagt, hatte sie ihn so freudig überrascht angesehen, daß er jauchzend das Gefühl empfunden hatte, hier plötzlich einen Menschen gefunden zu haben, den er verstand, und der ihn verstand. Aber schon beim zweiten Zusammentreffen hatte ihn Jenny grausam enttäuscht. Mit spöttischem Mitleid hatte sie auf seine Reden geantwortet ... hatte ihn ausgelacht, als er ihr von den bedauernswerten Beobachtungen erzählte, die er tagsüber gemacht ... und hatte sich endlich mit einem kurzen „So ist das Leben eben heutzutage“ verabschiedet, um mit einem eleganten jungen Mann davonzutanzeln.

John wußte wo sie arbeitete. Und wußte nur zu genau, was es hieß, in Johnstown als Fabrikmädchen arbeiten zu müssen. Er sah, daß diese Leute nach der hetzenden, ertötenden Arbeit nichts anderes kennen konnten, als die Erholung in den teils glänzend eleganten, teils übelberüchtigten Lokalen, wo sich jeder nach Herzenslust „austoben“ konnte, wie er es wollte und sein Geldbeutel es ihm erlaubte. Blackwell verurteilte die Leute nicht. Er bemitleidete sie. Und aus seinem großen Mitleid mit diesen taumelnden Mitmenschen heraus, ward die große Idee in ihm geboren, ihnen zu helfen. Er wollte Jenny nichts davon sagen. Er wäre gar nicht dazu gekommen. Sie schien seine Gegenwart zu meiden.

„Ein verdammt anständiger Junge scheint das zu sein,“ sagte die Vorarbeiterin laut zu einer anderen, „einer, der wenigstens die Augen offen hat.“

Die andere nickte eifrig und zugleich mit einem bedauernden Ausdruck:

„Was willst Du,“ meinte sie, „wir kennen unsere Männer und ihre Kumpane besser als der! Man wird nicht die Bars und Schankstuben schließen, aber man wird ihm ... die Jacke vollhauen!“

Ein heftiges Hin und Wider entstand. Andere beteiligten sich an der Diskussion. Jenny, die sich eine ganze Weile nicht um ihre Kolleginnen gekümmert hatte, stand auf und trat näher: „Was ist denn los?“

Abgerissene Fetzen aus der Unterhaltung schlugen an ihr Ohr:

„... und – ich sage euch, er hat doch recht!“

„...Recht?! wie wenn's darauf ankäme. Totschlagen werden sie ihn!...“

„... soll sich um seine Sachen kümmern...“

„Nein, er hat Recht! Tausendmal Recht! Was er in der Zeitung geschrieben hat, hätte schon lange einmal geschrieben gehört!“

Jäh verstummten alle. Die letzte Sprecherin war eine schlanke bleiche Frau. Sie war mit einem Trunkenbold verheiratet ... hatte drei Kinder ... ein viertes unter dem Herzen ...

Die plötzliche Stille, die eintrat, benutzte Jenny um noch einmal zu fragen:

„Von wem ist denn hier die Rede?“

Mehrere antworteten gleichzeitig:

„Von einem Zeitungsschreiber ...“

„Von der »Evening Post«!“

„Er will, daß die Bars und Tanzlokale geschlossen und die Leute besser bezahlt werden!“

Sie hielten Jenny einen schmierig gewordenen Zeitungsartikel entgegen. In großen Lettern schrie die Überschrift:

„Der Untergang von Johnstown“

von

John Blackwell.

Da setzte sich Jenny still an ihren Platz und blieb den Rest des Tages einsilbig und verschlossen. Ihre Wirtin war erstaunt, daß sie am Abend nicht wie sonst ausging, sondern erklärte, Kopfwieh zu haben und sich schlafen legen zu wollen.

Aber ... noch eine ganze Weile brannte Licht in ihrem Zimmerchen. Sie lag im Bett, den Kopf aufgestützt und las mit brennenden Fibern: „Der Untergang von Johnstown“ von John Blackwell.

Rastlos dröhnte in den nächsten Tagen wieder das Tempo von Johnstown. Eisen – Kohle – Arbeit – Eisen – Kohle – Arbeit – und am Abend jauchzten die Jazzbands, glühten die farbigen Lampen und strömte der Alkohol ...

Die Zeitungsjungen brüllten und überschrien sich, so daß sie kein Mensch verstehen konnte. Dicke Menschenmassen belagerten die Tafeln, wo die Extrablätter angeschlagen wurden. Neugierig trat Jenny näher; alles Blut drang ihr zu Herzen. Da stand:

Sensationelle Verhaftung!

Der Redakteur Blackwell im Kerker!

Anklage wegen Hochverrates!





... Sie jagt dahin wie das wilde Wetter ...  
wie eine Reiterin aus der Apokalypse ...

Taumelnd löste sich die schlanke blonde Mädchengestalt aus den gestikulierenden Menschen. Wie eine Irsinnige lief Jenny dahin, weiter ... immer weiter ... bis sie ganz oben am Damm, der die wildströmenden Fluten des Ivery abhielt von der niedriger gelegenen Stadt, erschöpft auf einen Hügel sank.

„Verhaftet!“ stöhnte sie vor sich hin ... „verhaftet!“

Daß sie ihn liebte, wußte sie schon lange.

Aber — — wie s e h r sie ihn liebte, das wußte sie erst jetzt. Und sie weinte wie

ein Kind, bis sie einschlief ... wie eben Gott den Kindern den Schlaf sendet als größten Erlöser ...

Harry Woodsworth, John Blackwells schlimmster Gegner, ließ einen üblen Gesellen heimlich aus seinem Gartentor hinaus. Vorsichtig schloß er das eiserne Tor. Dann eilte er die Treppen hinauf, raffte zusammen, was er an Geld und tragbaren Kostbarkeiten hatte, zog sich um und verließ durch die Vordertüre das Haus, um sein Auto zu besteigen. Während der



Chauffeur laut tutend sich bemühte, freie Bahn in den dichtbelebten Straßen zu gewinnen, betrachtete Woodsworth zufrieden lächelnd die ungeheure Versicherungspolice, die er gestern für sein „in der Stadt Woodsworth gelegenes bewegliches und unbewegliches Eigentum“ erhalten hatte.

Auf einmal ertönte ein lauter Schrei. Der Wagen hielt. Menschen rotteten sich zusammen. Verstört blickte der Chauffeur. Schimpfworte flogen ihm entgegen ... Vor dem Wagen lag blutend eine junge Frau. Schutzleute erschienen ... die Passanten nahmen eine drohende Haltung ein ... Schmutzworte hagelten ... ein Stein zertrümmerte ein Wagenfenster ...

Woodsworth konnte knirschen wie er wollte ... konnte eilige Abreise, drin-

gendste Geschäfte vorschützen ... er mußte mitkommen – um seiner Sicherheit willen.

Ein regelmäßiges Stoßen und Graben weckte Jenny aus ihrem Erschöpfungsschlummer. Sie horchte auf ... Nur 30 Meter von ihr entfernt grub ein Mann an dem Damm ... an demselben Damm, von dem jedes Kind wußte, daß er die Stadt vor den Fluten des Ivery schützte. Zuerst starrte sie erstaunt, dann gelähmt vor Entsetzen auf die dunkle, koboldartige, fieberhaft arbeitende Gestalt. Dann begriff sie: entweder war dies ein Wahnsinniger oder ein Verbrecher.

Grauengeschüttelt blickte sie noch auf die dunkle Gestalt ... da sah sie auf einmal einen silberhellen Strahl aus dunklem Boden sprudeln ... er wurde breiter und breiter ... mit wahnsinniger Hast



... Unaufhaltsam stürzen tosende Wassermengen erbarmungslos herein ...



flog des schwarzen Teufels Hacke in das weicher werdende Erdreich . . . schon brach eine breite Kaskade aus dem Damm . . . da tönte leises Schnauben an Jennys Ohr. Sie sah um sich. Kaum 10 Meter von ihr entfernt stand im Schatten ein gesatteltes Pferd . . . das Roß des schwarzen Koboldes, der den Damm zerstörte. Ein kurzes Besinnen . . . ein Rascheln und Knacken . . . behende Füße rasen über den Boden . . . ein Sprung . . . ein Bäumen . . . der harte Galopp des Pferdes läßt Jenny den Fluch nicht mehr hören, den der Mann ihr nachschickt — — —

\*

Sie jagt dahin wie das wilde Wetter. Tiefgebeugt auf den Sattelknopf. Ein weißes Band schimmert vor ihr . . . die Straße. Rings um sie fliegt Schatten und unförmliches Gebilde. Aber — da vorne ist die leuchtende Stadt, und hinter ihr kommt der Tod. Sie jagt dahin, wie eine Reiterin aus der Apokalypse . . .

\*

„Ist das Mädcl wahnsinnig?!“ Die Passanten scharen sich.

„Was? Der Damm angestochen?!“

„Unsinn . . .! . . . Weibermärchen!“

„Und doch . . .! Wenn . . .!“

Ein Schutzmann nimmt sie fest, zerrt sie herab vom Gaul.

Sie fleht, sie bittelt. Nichts hilft. Sie muß zur Wache.

Aber die Mär schwingt weiter in der Stadt, und während Jenny angstvolle Minuten und Viertelstunden im Verhör besteht, fliegt's von Mund zu Mund, wie eben nur ein schauerliches Gerücht fliegen kann . . . und ehe sie noch richtig vernommen ist, da donnert's auf einmal und schreit's und brüllt's, wie wenn eine Hölle auf die Stadt losgelassen wäre. Schmutzgraue Fluten drängen sich mit tosendem Ungestüm durch die Gassen, reißen die Menschen um — unterspülen die Häuser . . . ein Riesenschrei des Entsetzens hallt über die Stätte des Grauens . . .

Kein Mensch hat mehr auf sie geachtet. Sie rast umher — oft bis an die Knie durchs Wasser watend . . . Kisten und Balken stoßen sie wund . . . Halberstickende klammern sich an sie. Die Stadt ist wahn-sinnig geworden. Unaufhaltsam stürzen tosende Wassermengen erbarmungslos herein. Häuser brennen, im Schreck entzündet — ihren roten züngelnden Flammen kann kein Halt geboten werden . . . alle Elemente wüten gegen die Stadt, die so lange Zeit nichts kannte als Fronarbeit und schrankenlosen Genuß . . .

\*

Auf einem hochgiebligen Dach hocken, eng umklammert, zwei Menschen: Jenny und John, den sie in der allgemeinen Aufregung hat befreien können — als fast Ertrinkenden. Das Wüten des Wassers scheint nachzulassen. Der Fluß erschöpft seinen Überfluß . . . dichte schwarze Rauchmassen wälzen sich über die Ruinen der Stadt . . . Menschenleichen, Kadaver, Möbel, Kisten . . . alles mögliche treibt unten auf den Straßen, die zu Kanälen geworden sind. —

Fest zieht John die zarte Mädchengestalt seiner Retterin an sich. Sie schließt die Augen. Sie ist so müde. Sie träumt von Ruhe und Zufriedenheit. Leise streichelt er ihren Scheitel. Blutrot geht die Sonne auf. Ihre Strahlen durchbrechen die schwarzen Rauchmassen. An dem Hause, auf dem die beiden hocken, treibt langsam eine Leiche vorbei. Es ist Woodsworth, der sich nicht mehr hat retten können. Die Sonne spiegelt sich in seinen gebrochenen Augen, daß sie einen Augenblick grellrot aufleuchten . . .

Vorsichtig tasten sich die beiden am Dachfirst entlang bis zur ersten Luke. Nur erst schlafen! Ein paar Stunden schlafen!! Dann wird das Wasser abgeebbt sein . . . passierbar sein wenigstens . . und dann — fort von hier! — von der Stadt, die Gott verfluchte . . . irgendwohin . . . wo die Liebe sich erfüllen kann, die in dieser Nacht ihre Feuerprobe bestanden hat.

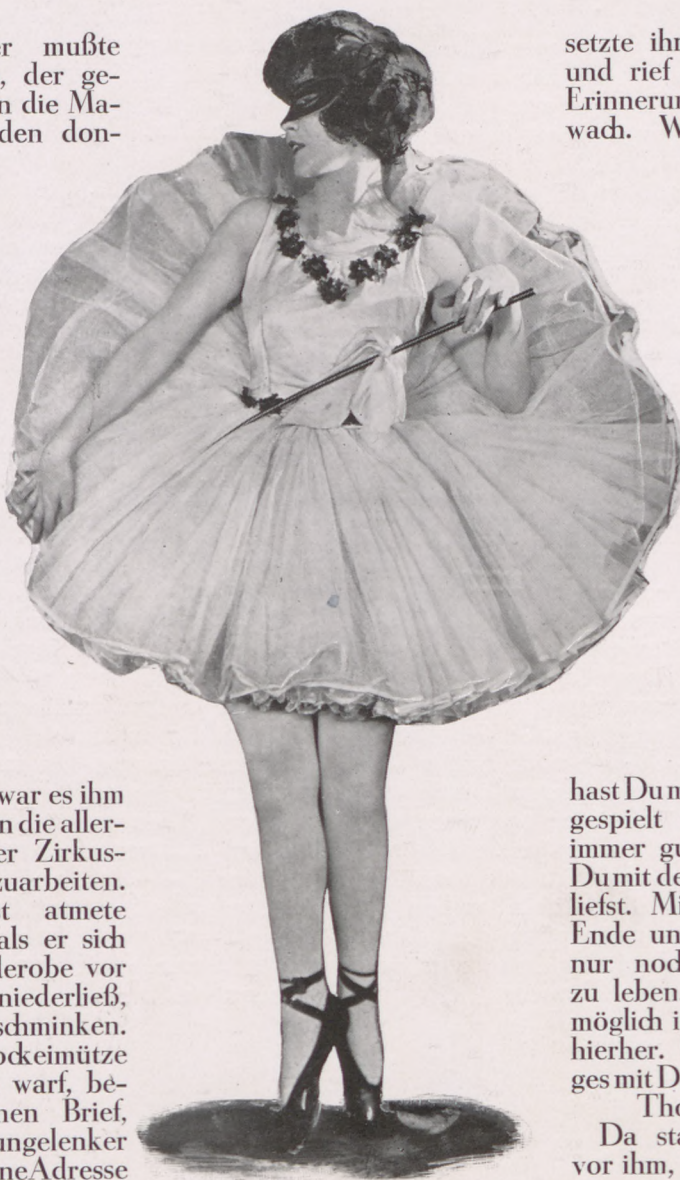




Immer wieder mußte John Gorne, der gefeierte Jockey, in die Manege, um für den donnernden Beifall des Publikums zu danken. Jonny Gorne war ein Teufelskerl.

Alshalbwüchsiger Knabe hatte er sich dem Zirkus King Hardy angeschlossen. Harte Lehrjahre, wenig Essen und viel Schläge erwarteten ihn, aber durch unermüdlichen Fleiß sowie durch seine fanatische Liebe zum Zirkus war es ihm gelungen, sich in die allererste Reihe der Zirkusartisten heraufzuarbeiten.

Seine Brust atmete noch schwer, als er sich in seiner Garderobe vor dem Spiegel niederließ, um sich abzumaskieren. Als er die Jockeimütze auf den Tisch warf, bemerkte er einen Brief, der in großer, ungelenker Handschrift seine Adresse trug. Ein flüchtiger Blick auf den Poststempel ver-



... Mabel durfte allabendlich den Beifall des Publikums einheimsen ...

setzte ihn in Aufregung und rief eine Flut von Erinnerungen in ihm wach. Western Plate ..

der kleine weltabgelegene Ort im Westen, wo seine Wiege gestanden hatte. Rasch riß er das Kuvert auf und überflog die Zeilen:

Mein lieber John!

Ich weiß nicht, ob Du Dich noch an den alten Freund Deines Vaters, Tom Perkins, erinnerst. Als Du noch zuhause warst,

hast Du mit meiner Mabel gespielt und Ihr wart immer gute Freunde, bis Du mit dem Zirkus davonliefst. Mit mir geht es zu Ende und ich habe wohl nur noch wenige Tage zu leben. Wenn es Dir möglich ist, komm sofort hierher. Ich habe Wichtiges mit Dir zu besprechen.

Thomas Perkins.

Da stand sie wieder vor ihm, die kleine wilde eigensinnige Mabel, so wie er mit ihr vor zwölf



Jahren gespielt hatte. Ja, sie waren unzertrennliche Freunde gewesen, er wenigstens hing mit allen Fasern seines Herzens an dem wilden blonden Mädchen.

Hardy, der Zirkusdirektor, hatte geflucht und getobt, als Gorne den kurzen Urlaub verlangte. Aber was sollte er machen? Der Jockei war seine Glanznummer, das Publikum und insbesondere die Frauen waren wie verrückt nach ihm, und so mußte er sich schließlich seinem Willen fügen.

Viel Zeit hätte Gorne nicht mehr verlieren dürfen. Als er in Western Plate ankam, lag der alte Perkins im Sterben. Mabel, die zu einem blühenden jungen Mädchen herangereift war, konnte trotz ihrer rührenden Pflege seinen Verfall nicht aufhalten. Erschüttert hatte Gorne die beiden begrüßt und bald darauf befand er sich allein am Sterbelager des Alten. Perkins zog den Jockei nahe an sich. Er hielt dessen Hände krampfhaft in den seinen, dann begann er flüsternd, mühsam mit keuchendem Atem:

„Ich danke Dir, daß Du gekommen bist, Joe, Du siehst, es handelt sich um Minuten. Ich weiß, daß Du Mabel stets ein treuer Freund gewesen bist. Du hast sie beschützt und lieb gehabt, wenn sie Dich auch oft durch ihren Eigensinn gequält hat.“

Gorne machte eine abwehrende Handbewegung, aber Perkins fuhr fort:

„Laß nur, ich kenne mein Kind, ich habe damals mehr gesehen, als Du ahntest. Ich weiß, daß Du mit dem Zirkus davongelaufen bist, weil Mabel in ihrer kindlichen Grausamkeit mit Deinen Gefühlen nichts anderes anzufangen wußte, als Dich zu ihrem Sklaven zu machen.“

Erschüttert senkte Gorne das Haupt und schwieg.

„Ich habe Dich trotzdem rufen lassen. Wenn ich jetzt meine Augen schließen werde, wird Mabel gar keinen Menschen auf der ganzen Welt haben, der sich ihrer annimmt. Hilf ihr, John, beschütze sie – sie ist ein prachtvoller Mensch – Du mußt nur Geduld mit ihrem heißen Blut haben.“

Die Augen des Alten hingen mit stummem Flehen an Gorne. Dieser war unfähig zu sprechen, aber er preßte mit warmem Druck die abgezehrten Hände des Sterbenden, blickte ihm fest in die

brechenden Augen, und das stumme Gelübde gab Perkins den Frieden zur ewigen Ruhe.

\*

Der Zirkusdirektor Hardy war nicht wenig erstaunt, als Gorne das wunderschöne Mädchen mitbrachte. Auf den ersten Blick erkannte er, daß dieses heißblütige Ding, mit seinen feurigen Augen und schlanken Gliedern nach kurzer Ausbildung eine Attraktion für seinen Zirkus bilden würde. So unterschrieb er ohne Zaudern den Vertrag, den ihm Gorne vorgelegt hatte und in dem er Gorne als einzigen Lehrer und Beschützer der neuen Artistin anerkannte.

Der Zirkus war eine neue Welt für Mabel. Alles kam ihr wie ein Traum vor. Sie verbrachte ihre ganzen Tage im Zirkuszelt, schloß mit allen dicke Freundschaft, und jeder liebte das schöne temperamentvolle Mädchen.

Sie fütterte die Raubtiere, lachte wie ein Kind über die Späße des Clowns und sehnte den Tag herbei, an dem sie vor das Publikum treten durfte. Sie stand auf diese Weise bald mit jedem einzelnen der Zirkusleute auf sehr vertraulichem Fuß – nur Gorne gegenüber konnte sie eine gewisse Scheu nicht los werden. Sein ernstes und zurückhaltendes Wesen stand zu sehr im Gegensatz zu der burschikosen und kameradschaftlichen Art aller übrigen. Er liebte es nicht, wenn sie sich mit den anderen Artisten abgab, er vermied es, ihr wie die anderen Komplimente über ihr Äußeres zu machen und war bei den Lehrstunden von sanftem, aber unerschütterlichem Ernst. Mabel war viel zu jung, um verstehen zu können, daß sich hinter dieser Zurückhaltung die tiefsten und heiligsten Empfindungen verbargen. Sie begriff es nicht, daß Gorne Qualen litt, wenn sie mit den anderen Artisten tollte und scherzte und daß er jeden Blick, den sie an andere verschenkte, als Raub an seinen heiligsten Rechten betrachtete. Sie wußte ja auch nicht, daß sich hinter der süßen, öligen Art des Zirkusdirektors nichts als verächtliche Begierde verbarg. Sie freute sich vielmehr in kindlicher Eitelkeit, daß der von den anderen so gefürchtete Zirkusgewaltige sich mit abwartendem Lächeln ihren Launen beugte. Alles kam wieder so, wie es vor Jahren gewesen war. John litt, wenn Hardy die Kleine



vom Reitunterricht zu einer Spazierfahrt in seinem Wagen abholte, er litt, wenn Mabel die leichtfertige Begehrlichkeit, mit der ihr alle Artisten begegneten, mit koketter Heiterkeit erwiderte.

\*

Es war etwa ein Jahr vergangen und Mabel durfte seit kurzem allabendlich

den Beifall des Publikums einheimen. Dem wilden Western-Mädel waren die Reitkunststücke, die ihr in Gornes Schule gezeigt wurden, nicht schwergefallen, sie war ja von frühester Kindheit an mit dem Sattel verwachsen, und sie überbot sich selbst in ihrer angeborenen Tollheit, wenn sie in der kleidsamen Cowboytracht durch die Manege sprengte.

In ihrem Verhältnis zu Gorne hatte sich wenig geändert. Sie betrachtete nach wie vor seine Freundschaft als Bewunderung. Trotzdem hatte sein sanfter zwingender Blick große Macht über sie; konnte sie sich auch über ihre eigentlichen Empfindungen keine Rechenschaft geben, so fügte sie sich doch im allgemeinen dem Willen ihres Beschützers.

Hardy war in den letzten Monaten immer zudringlicher geworden, und der Widerstand der schönen Reiterin stachelte seine Begierde aufs höchste. Eines Vormittags – Mabel war nach der Reitstunde noch im Zirkus geblieben – stellte Hardy die schöne Reiterin auf dem Wege, der zu den Stallungen führte. Hardy, hatte an diesem Vormittag in der Zirkuskantine dem Schnaps reichlich zugesprochen. Er hatte auch dem Reitunterricht beigezogen und sich dann, als Mabel die Garderobe aufsuchte, um ihr Arbeitsstrikot mit dem Straßenkleid zu





vertauschen, in der Nähe aufgehalten. Er wußte, daß Mabel täglich nach dem Ritt noch den Stall besuchte. Mabel wollte an Hardy vorbei, dieser aber faßte das Mädchen am Arm.

„Nicht so rasch, schönes Kind, ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

Mit widerlichem Grinsen näherte er ihr sein schnapsgerötetes Gesicht. Der Geruch des Fusels, seine seltsam verglasten Augen, der gierige Ausdruck seiner Lippen ließen Mabel schauernd zurückfahren. Aber Hardys Fäuste hielten sie eisenhart umklammert. Mit einer



... Ein wuchtiger Schlag schmettete mitten ins Gesicht Hardys ... Zwischen ihm und der zitternden Mabel stand Gorne, der Jockei ...



wilden Bewegung riß er sie an sich. „Jetzt ist es aus mit der Spielerei, mein Schatz!“ dabei schwang er seine wuchtige Lederpeitsche, „entweder Du versprichst hiermit feierlich, daß Du mir brav und manierlich alle Wünsche erfüllen willst, oder . . .“

Ein wuchtiger Schlag schmetterte mitten ins Gesicht Hardys, der wie vom Blitz gefällt zu Boden stürzte. Zwischen ihm und der zitternden Mabel stand Gorne, der Jockei. Von den beiden unbemerkt, war er nähergekommen, hatte die letzten Worte Hardys gehört und – gehandelt.

„Komm mit mir, Du kannst hier nicht länger bleiben.“

Willenlos ließ sich Mabel von Gorne wegführen. Er gab in seiner Wohnung einige Anweisungen, hinterließ ein paar kalte Abschiedszeilen für Hardy, und der nächste Zug entführte das Paar nach dem Westen.

\*

Gornes Haus in Western Plate war nach dem Tode seiner Eltern von einer entfernten alten Verwandten verwaltet worden. Dieses Haus sollte Mabels neues Heim sein. Er hatte das schöne Mädchen dem Schutz der alten Dame empfohlen und Mabel wurde von dieser wie ein Kind gehegt und gepflegt. Gorne selbst mied es, mit Mabel allein zu sein. Gewöhnlich war er mit seinem Pferd und seinem Hund draußen in der Steppe und jagte. Oft auch lag er irgendwo ausgestreckt im hohen Gras der Prärie, lauschte der brausenden Stimme des Waldes und träumte von einer unbestimmten Zukunft.

Mabel war eigentlich im tiefsten Innern ihres Herzens mit dem Tausch unzufrieden. Wie lustig und amüsant war doch das Zirkusleben gewesen. Wäre damals Gorne nicht dazwischengekommen, sie wäre schon fertig geworden mit dem alten Trinker, und hier in dem gottverlassenen Nest war es reichlich langweilig. Da fügte es sich, daß einer der Nachbarn, der junge Holzarbeiter Sam Coulter, im Hause zu tun hatte und bei dieser Gelegenheit mit Mabel ins Gespräch kam. Vom ersten Moment an hatte die Schönheit des Mädchens seine Sinne berauscht und er nutzte jede Gelegenheit, um sich ihr zu nähern. Als er ihr eines Tages

eine regelrechte Liebeserklärung machte, lachte sie ihm ins Gesicht.

„Du bist ein richtiger Dummkopf, was soll ich mit Dir anfangen? Meinst Du, ich habe nötig gehabt, auf Dich zu warten; da waren andere vor Dir, die ganze Säcke voll Goldstücke hingegeben hätten, nur um mir zu zeigen, daß sie mich lieben!“

Diese Worte, die Mabel mehr in gedankenloser Leichtfertigkeit als in böser Absicht hingeworfen hatte, brannten tief in Sams Seele. Je mehr er darüber nachdachte, desto klarer meinte er zu erkennen, daß ihm zu seinem Glück bei Mabel nichts fehle als einige Säcke mit Goldstücken. Nun – Sam hat so manches Ding gedreht und weiß in vielen dunklen Angelegenheiten mehr, als der Sheriff je herausbekommen kann. Er würde Rat schaffen! –

Kurze Zeit darauf brachte ein Jäger die Nachricht nach Western Plate, daß oben in den Bergen ein alter Pelzjäger in seiner einsamen Hütte gestorben sei. Er habe ihn besuchen wollen, der Alte aber lag steif und tot in seinem Bett. Da er Kästen und Läden weit offen vorgefunden und ihm auch sonst einiges in der Hütte nicht gefallen habe, käme er nun zuerst mit der Nachricht hier herunter und der Sheriff möge selbst nach dem Rechten sehen. Auch Mabel hatte von der Sache gehört, und Gornes scharfen Augen war es nicht entgangen, wie sonderbar das Mädchen dabei erblaßt war und welch verstörtes Wesen sie seit jenem Tage zur Schau trug. Mabel zog es in den letzten Tagen vor, die Gesellschaft der andern zu meiden und schloß sich häufig in ihr Zimmer ein.

Eines Nachts erwachte Gorne durch ein Geräusch im Hause. Er griff nach seiner Pistole und verließ das Zimmer. Zu seiner größten Überraschung bemerkte er, daß aus Mabels Zimmer ein Lichtschimmer drang. Auf leisen Sohlen näherte er sich der Tür. Was war das für ein helles Klirren da drinnen? Er pochte. Keine Antwort. Er öffnete vorsichtig die Tür; drinnen saß Mabel am Tisch, vor ihr ein kleiner Berg von Goldstücken, die sie traumverloren durch die Finger gleiten ließ. Betroffen trat Gorne zurück und schloß die Tür. Was hatte das zu bedeuten? –

Was hatte das zu bedeuten? Mit dieser Frage zermartete Gorne sein Hirn, als



sich am nächsten Tage die Nachricht in Western Plate verbreitete, daß ein Einbrecher den sterbenden Pelzjäger heimgesucht haben müsse, da seine Hütte vollkommen ausgeraubt sei. Vergeblich suchte Gorne nach einer andern Auslegung als der einzigen, auf die ihn sein Verstand immer wieder hinwies. Kein Zweifel,

Mabel war in diese Sache verwickelt und hatte Teil an der Beute. Wie konnte er ahnen, daß Sam, der seit Wochen aus Western Plate verschwunden war, den sterbenden Pelzjäger beraubt hatte, um Mabel, deren Bild ihn bis in seine Träume verfolgte, die erbeuteten Goldstücke heimlich ans Fenster zu legen. Mabel war über den Fund höchst überrascht gewesen, anfangs hatte sie sich keine müßigen Gedanken darüber gemacht und wie ein Kind an den glitzernden Goldstücken gefreut.

Als aber die Nachricht von dem Raub an dem sterbenden Pelzjäger das Dorf in Aufregung versetzte, brachte sie es nicht über sich, den unglaublichen Sachverhalt vorzubringen.

Die Bewohner von Western Plate waren über diesen feigen Diebstahl aufs äußerste erbittert. Der Sheriff ordnete eine allgemeine Hausdurchsuchung an und bald kamen seine Leute auch zu Gornes Haus. Totenbleich, am ganzen Körper zitternd, folgte Mabel mit ihren Blicken den Männern, die sich anschickten, die oberen Räume des Hauses zu durchsuchen. Die Sekunden wurden zur Ewigkeit. Wenn doch wenigstens Gorne zuhause gewesen wäre. In den wenigen Augenblicken, die sie ratlos wartend

zubrachte, fühlte sie, wie sehr sie den Schutz des hilfreichen Freundes brauchte und an ihn gewöhnt war. Da drangen von oben erregte Stimmen an ihr Ohr. Mit stampfenden Schritten polterten die Männer die Holztreppe herunter. Man hatte das Gold in ihrem Zimmer gefunden, und eben schickte sich der Sheriff mit drohender Gebärde an, sie zu verhaften.

Vor dem Haus hatte sich die ganze Bevölkerung von Western Plate versammelt. Jeder wollte wissen, wie die Haussuchung ablaufen würde. Man mußte wohl der Menge schon aus dem Fenster Nachricht von dem Fund gegeben haben, denn draußen erhob sich wildes Toben und Heulen. In diesem Augenblick kam Gorne nach Hause. Mit einem einzigen Blick erkannte er die Situation und trat zwischen Mabel und den Sheriff.

„Ich habe das Gold gestohlen, walten Sie Ihres Amtes,“ damit hielt er seine Hände hin, um sich die Handschellen anlegen zu lassen. Unfähig, auch nur eine einzige Silbe zu stammeln, lehnte Mabel an der Wand, während man Gorne aus dem Hause führte. Wieder hörte sie das wilde Aufheulen der

Menge. Die Leute des Sheriffs waren gegen den Ansturm der erbitterten Bevölkerung machtlos, und von hundert Fäusten bedroht und mißhandelt, wurde Gorne vor das Dorf geschleppt. Draußen im wilden Westen macht man kurzen Prozeß mit Dieben und Einbrechern. Irgend einer schrie: „Aufhängen!“ Alle stimmten zu. Mit wenigen Handgriffen hatte man eine Schlinge an einen Baum befestigt. Da stieß Gorne den Mann,



... Sie schloß mit allen dieke Freundschaft ...



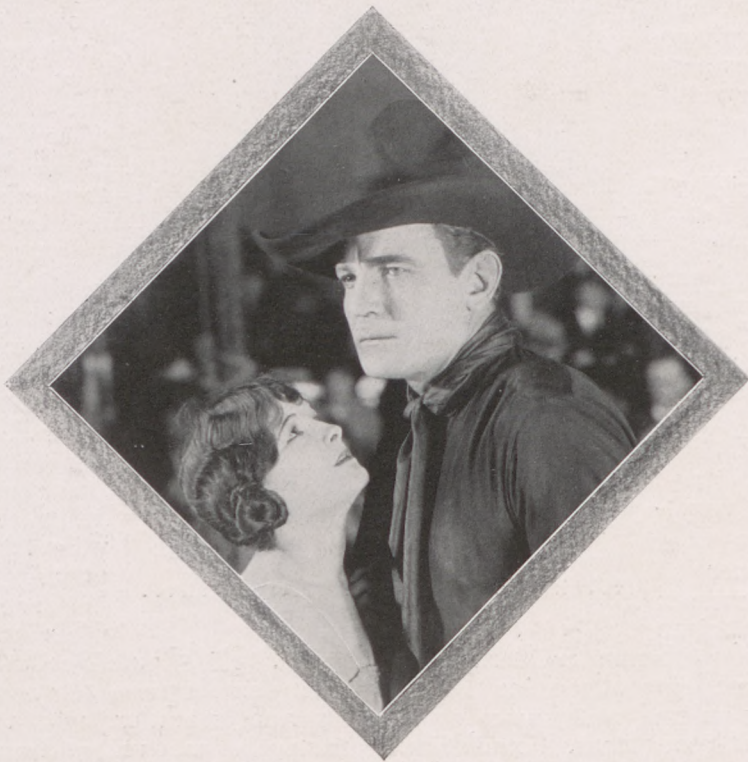
der ihm die Schlinge um den Hals legen wollte, zurück:

„Ihr seid im Begriff, ein viel größeres Verbrechen zu begehen als das, dessen Ihr mich beschuldigt. Wenn Ihr es wirklich wagen solltet dem Richter vorzugreifen, wird Gottes Zorn über Euch kommen.“ Hohngelächter antwortete ihm. Aber selbst die lautesten Lacher verstummten, zu Tode erschrocken, als plötzlich von den Bergen, die das Dorf umkränzten, dumpfes Grollen ertönte. Eine dichte Wolke verhüllte den Gipfel des höchsten Berges, das Grollen wuchs zum tosenden Donner, und in einem gewaltigen Erdrutsch sausten Schuttmassen, Felsblöcke und entwurzelte Bäume gegen das Tal. Vom Ort her erscholl wildes Rufen und Schüsse knatterten. Ein Reiter,

der wild auf sein Pferd peitschte, sprengte heran. „Haltet ein! Gorne ist unschuldig! Sam Coulter ist der Dieb. Wir haben ihn draußen im Walde aufgegriffen und er hat alles gestanden!“

\*

Mancher stille Händedruck wurde dem in letzter Sekunde vom Tode Erretteten dargeboten. Kein Händedruck aber beseligte John Gorne so innig und warm, wie der der kleinen Mabel. Das schreckliche Erlebnis dieses Tages hatte das spielersche Mädchen zum wissenden und liebenden Weibe gewandelt. Vergessen war alles Leid, das Gorne bisher durch seine große Liebe ertragen hatte, denn jetzt hatte er ja gesiegt und jetzt durfte er sie sein eigen nennen, von der er seit seiner frühesten Jugend geträumt hatte.







Steve Tutt war von jeher ein „Sorgenkind“. Weniger für seine gute Mutter, die ein eisernes Vertrauen auf die Güte ihrer Rasse hatte, als für alle anderen Leute, die mit ihm zu tun hatten.

Nicht, daß Steve dumm gewesen wäre oder faul! Gott bewahre!

Aber ihm war alles so entsetzlich gleichgültig. Auf der Schulbank hatte er seinen Lehrer immer zur Verzweiflung gebracht, weil er ihn mit komisch verschmitztem Ausdruck betrachtete, als wolle er sagen: „Na ja, alter Junge, wir wissen ja, daß das dein Amt ist! Aber bild' dir nur nicht ein, daß du uns was vormachen kannst!“ John Bradford, der alte Dorfschulmeister, hatte sich oft fluchend gewünscht, der infame Bengel solle ihn weniger aufmerksam ansehen und gelegentlich mal Allotria treiben, damit er ihm wenigstens einmal mit vollem Recht das Leder versohlen könne. Aber... den Gefallen tat ihm Steve nicht. Er guckte dem alten Herrn bei seiner Amtsausübung mit einem gewissen lebens-

würdigen Interesse zu, gab mal 'ne richtige, mal 'ne verkehrte Antwort, und dann ging er nachhause, feuerte den Ranzen in einen Winkel und schlich sich fort, um irgendwo draußen zu fischen. Fischen konnte er stundenlang.

Seine Mutter ließ ihn gewähren. Sie wußte, daß ihr Junge allerhand Kenntnisse hatte, die seine Altersgenossen nicht besaßen. Und sie sagte sich, daß jeder Mensch seine Entwicklung durchmacht.

Als Steve mit sechzehn Jahren aus der Schule kam, übernahm er die mechanische Werkstatt seines verstorbenen Vaters. Er führte sie gut. Sehr gut sogar. Aber während all seine Kameraden mit ihren Plänen und Träumen der Stolz ihrer Eltern waren, plante und träumte Steve gar nichts. Er versah sein Geschäft und ging dann fischen. Und es schien sein innigster Wunsch zu sein, daß dies immer so bliebe.

„Er hat so gar keinen Ehrgeiz!“ klagte Alice Fanning, ein junges Mädchen, die Steve gerne als Helden gesehen hätte.



„Nein, – er hat gar keinen Ehrgeiz!“ bestätigte ihre Mutter.

Und nur Ruth, Alices älteste Schwester, hält zu Steve und vertröstet die andern immer wieder auf die Zukunft.

Aber Ruth verließ das heimatliche Städtchen. Sie ging nach Chikago, um Musik zu studieren. Das Schicksal führte sie mit einem jungen Studiengenossen zusammen und – eines Tages traf sie Steve, wie sie müde zu Fuß angewankt kam, mit einem kleinen Kind im Arme.

Steve ist zwar nicht ehrgeizig, aber er hat eine ganze Portion gesunden Menschenverstand. Das hatte er schon bewiesen, als er vor kurzem zum Staunen des ganzen Dorfes ein verunglücktes Auto auseinandernahm und zusammensetzte, wie wenn er sein ganzes Leben lang nichts anderes getan hätte. Und damals schrieb man 1902 und Autos waren noch zum mindesten eine Seltenheit auf dem Lande.

Diesen gesunden Menschenverstand bewies Steve auch bei diesem unverhofften und seltsamen Wiedersehen.

Zunächst hieß er Ruth neben sich hinsetzen und gab ihr zu essen; dann, nachdem er seinen Fisch ans Land gebracht hatte, erklärte er ihr kurz:



... Am Abend verlobte er sich ganz einfach mit seiner kleinen Kit ...

„Ich bring Dich jetzt durch den Wald an die Bahn! Du fährst wieder in die Stadt und tust, als wenn nichts passiert wäre. Dein Baby werde ich mitnehmen und bei uns unterbringen. Ich werde sagen, daß ich es hier ausgesetzt gefunden habe!“

Ruth wollte sich zuerst sträuben. Aber es half ihr so wenig, wie es früher der



Mutter Steves geholfen hatte, diesen Jungen überzeugen zu wollen.

Er blieb bei dem, was er sagte — und so blieb's dabei.

Mutter Tutt war nicht gerade überrascht, als Steve mit dem Baby eintrat und seine Geschichte erzählte. Sie war über ihren Sohn überhaupt nie mehr überrascht. Sie nahm das arme Würmchen auf und beschloß nach wenigen Tagen, es nicht ins Waisenhaus zu geben, sondern aufzuziehen. Denn es war ein kleines Mädchen ... und früher, als der gute alte Tutt noch lebte, hatte sie sich immer sehnlichst eines gewünscht. — Und so fand sie, daß Steve eigentlich nicht ungeschickt gehandelt habe, als er das kleine Wurm mitbrachte.

Steve fand das auch, und alles wäre in bester Ordnung gewesen, wenn sich nicht die Leute am meisten aufgeregt hätten, die diese ganze Sache eigentlich am wenigsten anging. Nämlich die guten Freunde und Nachbarn. Meine Güte! Was zeternten die über den guten Steve los!

„... Haben Sie schon gehört? Er hat ein Baby nachhause gebracht...?“

„... er sagt, er habe es am Fischweiher gefunden — — ausgesetzt — —?“

„... Jawohl! Ausgesetzt! Das kann er mir gerade erzählen!“



... Heute hatte er bereits seinen besten Fang gemacht ...

„So ein Wüstling! ... So ein Don Juan! Und mit so einem gibst Du Dich ab...!“

Die alte Frau Fanning raste und raste solange, bis Alice sich von ihrem Freund abwandte und einen alten Bankier heiratete.

Steve kam als „Wüstling“ in Acht und Bann. Er kümmerte sich nicht darum. Er war glücklich mit seiner Mutter und dem lustig kleinen Gör, und wenn's ihm zu bunt wurde — — dann ging er eben fischen ... das brachte ihm immer wieder die gewohnte Ruhe und Ausdauer.

Aus dem großen Weltkriege kam Steve wohl erhalten und ruhmbedeckt heim. Seine technischen Fähigkeiten waren draußen verständnisvoll gefördert und reich anerkannt worden.

Er fand bei seiner Heimkehr die alte Mutter und die zum hübschen Mädchen herangeblühte — nun schon fünfzehnjährige Kit in dürftigen Verhältnissen. Das spornte ihn plötzlich an. Seine Werkstatt mußte das äußerste hergeben. Er selbst arbeitete Tag und Nacht. Er errichtete bald eine Autoreparaturstelle und Garage. Kit arbeitete mit glühendem Eifer mit.

„Das Mäd'el hat Ideen!“ sagte er oft zu seiner Mutter, „Ideen...!“

Und in stummer Bewunderung schaute er auf die Türe, hinter der dieser ideenreiche Blondkopf schlief.

Weit und breit wurde er bekannt als „Autoflicker“. Keine Panne, die er nicht in kürzester Zeit beheben konnte. Und dabei kam er auf die merkwürdigsten Gedanken. — Er wurde immer einsilbiger und verschlossener, und eines Tages verschwand er zum unsäglichen Erstaunen Kits und seiner Mutter.

Erst nach Tagen kehrte er mit dem Patent für eine



Erfindung von umwälzender Bedeutung zurück. Kapitalisten kamen und gingen. Vornehme Wagen hielten nun vor seinem kleinen Hause. Aber nicht mehr Wagen, die er „flicken“ sollte.

Endlich schloß er seinen Patenthandel ab. Und von diesem Tage an sah das ganze Dorf in Steve Tutt den angesehensten und reichsten Mann. Steve kümmerte sich auch darum nicht ... er ließ die Leute reden, was sie wollten, wie früher auch ... er ging fischen.

Die gewaltige Sensation fürs ganze Dorf sollte aber erst noch kommen. Ruth Fanning starb in der Ferne. Ihre Mutter reiste zu der Sterbenden. Einige Tage später ging sie wieder über den Marktplatz der Heimatstadt und betrat – Gottes Wunder, alle Leute steckten die Köpfe zusammen – das Haus Steve Tutts.

Am anderen Tage aber wußte das ganze Städtchen das große Geheimnis von Ruth und der jungen Kit und aller Mütter flossen jetzt ebenso von Lobsprüchen über diesen selbstlosen, edelmütigen Steve Tutt über, wie sie ihn früher als Faulpelz und „Wüstling“ verschrien hatten!

Steve Tutt sagte auch hierzu nichts.

Am Nachmittag ging er fischen, um den vielen Besuchen auszuweichen. Und am Abend verlobte er sich ganz einfach und ohne Emotionen mit seiner kleinen Kit, die nun neunzehn Jahre zählte, und ihm gestand, sie hätte ohnehin keinen geheiratet als ihn ... Steve lachte, aber dieses Mal ging er nicht fischen.

Er hatte den Eindruck, daß er heute bereits seinen besten Fang gemacht hatte.

Und – wie immer – so behielt Steve auch dieses Mal Recht!





Grau und inhaltlos sind die Tage der schönen Anette Bergh. Ihr Vater, der alte Antiquitätenhändler Arent Bergh, hat sich seit dem frühen Tod seiner Frau immer mehr von allen Lebensfreuden abgewendet und verläßt kaum das halbdunkle Geschäftslokal, das mit den wunderlichsten Dingen vollgepfropft ist. Wie gern spielte Anette als Kind mit all den Stoffen, Waffen, Raritäten und Büchern, die auf mächtigen Regalen aufgestapelt liegen. Aber der Duft all dieser alten Dinge, der ihr einst so geheimnisvoll und voll lockender Romantik erschien, stößt heute das lebenslustige Mädchen ab. Moderluft hängt in dem dunklen Laden, in dem der wunderliche Alte herumhantiert. In seiner eigenbrödlischen Schrullenhaftigkeit hat er das blühende Mädchen immer weiter von sich gedrängt. Und so kam es, daß sie oft recht nachdenklich wurde, wenn die Nachbarn ihren Vater verspotteten, oder wenn die Kunden, die irgend eine Habseligkeit beim alten Arent Bergh beleihen wollten, nicht genug über dessen Geiz und Habgier murren konnten.

So kam es auch, daß Anette sich immer inniger an ihre alte Schulfreundin Susi anschloß. Susi steht mitten im vollen Sonnenglanz der Freuden, die das Leben für ein sorgloses, oft sogar recht leichtsinniges junges Ding zu verschenken hat.

In ihrem rotblonden Wuschelkopf ist ein Durcheinander und Nebeneinander von zahllosen Liebschaften, Abenteuern und mehr oder weniger verbotenen Erlebnissen. Sie ist armer Leute Kind, gibt aber viel auf ihr Äußeres.

Wie immer, so leuchten auch heute Anettes Augen auf, als sie Susis leichten Schritt auf der Holztreppe vernimmt, die zu ihrem Zimmer führt.

Lachend wirft Susi ihren Hut auf den Tisch, setzt sich in einen tiefen Armsessel und schlägt die schlanken Beine burschikos übereinander.

„Dein Alter hat ein ganz böses Gesicht gemacht, wie ich durch den Laden ging – einer der wenigen alten Herren, die mich nicht leiden können!“

„Tröst’ Dich, Susi, ich sehe auch die ganze Woche kein freundliches Gesicht an ihm . . . was gibt’s Neues bei Dir?“

„Allerlei!“ Susi macht eine geheimnisvolle Miene, pfeift leise einen Gassenhauer und betrachtet aufmerksam und liebevoll ihre hellen Seidenstrümpfe. Dann zieht sie ihre Freundin auf die Armlehne ihres Stuhles.

„Wenn Du brav bist, dann nehme ich Dich heute Abend auf ein entzückendes Fest mit. Sprich aber, bitte, mit niemand darüber! – Es sind zwei ganz vornehme und bildhübsche Burschen – Ausländer –



die sich einen lustigen Abend machen wollen! Deinem Vater sagst Du, daß Du zu mir auf Besuch kommst."

Unschlüssig blickt Anette vor sich hin. Susi hat sie schon öfter eingeladen, aber sie hat sich ihren Kreisen bis jetzt immer ferngehalten. Sie weiß selbst nicht recht warum – ihr Leben ist, weiß Gott, öde genug. Wie beneidet sie oft ihre Freundin, die immer rätselumwittert voll lächelnder Erinnerungen und tändelnder Aussichten durch's Leben tanzt.

Susi hat ihren Lippenstift herausgeholt und betupft das gespitzte Mäulchen.

"Sei kein Frosch! Du kannst doch hier nicht versauern, es wird alles sehr harmlos und nett sein. Überdies tust Du mir einen großen Gefallen, da mich Ernest gebeten hat, unbedingt eine nette Freundin für seinen Kameraden mitzubringen!"

Ohne Anette Zeit zu weiteren Überlegungen zu lassen, stülpt Susi ihr Barett auf die kurzgeschnittenen Haare, langt nach ihren Handschuhen und wendet sich zur Türe.

"Du kommst um acht Uhr zu Aages Conditorei, dort triffst du uns! Addio Kleines . . . mach Dich recht hübsch!"

\*

In Aages Conditorei waren die beiden Freunde mit Susi und Anette zusammengetroffen. Gilbert war sichtlich zufrieden mit der Gesellschafterin, die Susi für ihn ausgesucht, und immer wieder umfing er mit bewunderndem Blick die schlanke Gestalt Anettes, ihr süßes Profil, ihre schneeweißen Hände. Auch Ernest machte verliebte Augen, so daß Susi ihn bei der Nasenspitze packte und zu sich drehte.

Anette überwand rasch ihre Schüchternheit. Gilberts Stimme war warm und wohlklingend. Er plauderte über alles mögliche mit ihr und wußte manches so drollig zu schildern, daß sie hell auflachte. Sein scharfgeschnittenes dunkles Gesicht mit den großen sprechenden Augen, seine hohe Figur und sein peinlich gepflegtes, elegantes Äußere verfehlten nicht ihren Eindruck auf die stille Anette.

In einem vornehmen Weinrestaurant wurde soupiert und die neue Freundschaft begossen. Susi war glänzender Laune. Mit tausend drolligen Kindereien, die ebensoviel – halb unbewußte, halb raffinierte – Zärtlichkeiten waren, umgaukelte sie ihren Partner und brachte

die ganze kleine Gesellschaft in fröhlichste Stimmung. Auch Anette fühlte ihre Wangen erglühen – die Wirkung der feurigen Weine war ihr vollkommen neu – und ein zarter Schimmer verschleierte ihre Augen, wenn Gilberts warmer Blick tief in die ihren tauchte.

Als die Stimmung durch den Wein und die zündenden Weisen der kleinen Zigeunerkapelle zu toller Freude angeregt war, machte Gilbert den Vorschlag, noch ins Trokadero zu fahren und zu tanzen. Susi war begeistert.

Anette empfand an diesem Abend ein ganz neuartiges Glücksgefühl. Die dicken Teppiche, über die man dem Ausgang zuschritt, schienen ihre schmalen Füße zu kosen, die bewundernden Blicke, die sie begleiteten, umschmeichelten ihren Körper wie warme Liebkosungen, und die strahlenden Lichterkronen, das Glitzern der Juwelen, die kostbaren Kleider, – alles was ihr Blick erhaschte, erschien als eine rauschende, nie erträumte Festlichkeit, für sie bereitet, um sie zu beseligen.

Wie ermattet vor Freude, lehnt sich Anette in die weichen Polster des Autos zurück, das sie mit eiligem, fast unhörbarem Surren durch die nächtlichen Straßenzüge entführt. Susi hat mit ihrem Begleiter die Rücksitze des Autos eingenommen, und nur hier und da verstummt ihr Kichern und Flüstern. Als Anette sich einmal lächelnd umwendet, sieht sie, daß Susi ihren Kopf mit geschlossenen Augen an die Schulter ihres Freundes gelehnt hat. Ein schmerzlich süßes Lächeln öffnete ihre roten, schön geschwungenen Lippen . . .

Erschreckt wendet Anette den Kopf. Ein Schauer durchjagt ihren Körper, durchflutet sie, bei aller Bangigkeit, wie ein verhaltenes Aufjubeln ihres jungen Blutes.

Das enge Coupé ist erfüllt von dem Duft des Parfums, das Susi überreichlich zu verwenden pflegt. Ein feiner Zigarettergeruch vereinigt sich damit zu einem sinnverwirrenden undefinierbaren Fluidum . . . Anette hört nichts als den zärtlich gepreßten Atem ihrer Freundin. Gilberts braune Finger haben sich wie unabsichtlich neben die ihren gebettet. Die heiße Nacktheit seiner Hand strömt gliederlähmend bis zu ihrem Herzen, das leise zögernd, in seligem Erfüllungswillen, ein zartes, unsagbar behutsames





... Eine kleine Loge beherbergt sie während der Pausen ...

Rühren der weißen Finger billigt, der schlanken Mädchenhand die zitternde, fast unmerkliche Wendung entschmeichelt, die zwei liebende Hände ineinanderfaltet.

Jazz und Shimmy durchschmettern die spiegelglänzenden Räume des Trokadero. Ausgelassenste Lebenslust sucht ihren letzten Ausdruck in den gelösten Rhythmen exotischer Tänze.

Besinnungslos geben sich die beiden Paare dem Rausch des Tanzes hin. Eine kleine Loge beherbergt sie während der Pausen.

Wie fast an jedem Abend, hat sich auch heute Morrisson, der junge Philosoph, bei dem Trödler Arent Bergh eingestellt, um die gewohnte Schachpartie mit ihm zu spielen. Morrisson war einer der wenigen Menschen, der tiefes Verständnis für die schrullenhaften Eigenarten des Alten hatte. Er teilte dessen Vorliebe für Kuriositäten aus längst vergessenen Tagen; wie Arent Bergh konnte auch er sich liebevoll in den Anblick eines alten Döschens und in das Studium eines vergilbten Schmökers versenken, und doch

war es nicht nur die Zuneigung zu dem wunderlichen alten Antiquitätenhändler, die Morrisson an allen freien Abenden in die winklige Gasse trieb, in der Bergh seinen Trödeladen hatte. Tief in seinem Herzen brannte eine uneingestandene, fast hoffnungslose Liebe zu Anette. Viel zu scheu, um ihr seine Neigung zu verraten, hütete er ängstlich die Schritte der unsagbar Geliebten und wartete kranken Herzens auf den Tag, der ihm das Wunder ihrer Gnade bringen sollte.

Die Zeiger der wurmstichigen Uhr zeigten auf Mitternacht, als die Spieler ermüdet die Figuren zurückschoben.

„Daß Anette nicht zurückkommt?“ fragte zögernd Morrisson.

„Sie ist bei ihrer Freundin, aber eigentlich sollte sie schon längst zuhause sein.“ Unmutig faltete sich die Stirn Berghs.

„Ach, sie ist doch so jung,“ besänftigte Morrisson, der um alles in der Welt der kleinen Anette keine Unannehmlichkeiten bereiten wollte. „Und sie hat doch so wenig vom Leben. Sicher unterhält sie sich bei ihrer Freundin famos und hat eben einfach die Zeit vergessen.“





... Immer wieder ruft die Jazzband die tanzlustigen Paare ins Parkett ...

Im Trokadero war die mitternächtige Stunde erst der Auftakt zu der ungebundensten und fröhlichsten Laune. Immer wieder ruft die Jazzband die tanzlustigen Paare ins Parkett, in den Gläsern perlt der Sekt und Anette vergißt an Zeit und Stunde. Heiße Worte flüstert ihr Gilbert während des Tanzes ins Ohr, Worte, die noch kein Mann zu ihr zu sprechen wagte, und über die sie doch nicht böse wird. Es ist so, als wollte sie an diesem Abend mit aller Gewalt ihr trauriges Aschenbröddelasein vergessen und den Freudenbecher des Lebens bis zur Neige auskosten.

Sie erwidert den zärtlichen Druck seiner Hand, und wie in leichtem Schwindel legt sie ihren Kopf im Tanz an seine Schulter. Vergessen der alte, stickige Trödeladen, vergessen der strenge Vater, vergessen auch der stille Morrisson, der es nie richtig wagt, ihr in die Augen zu sehen ...

Wie ein wildes Tier rast Bergh in seinem Zimmer auf und ab. Morrisson versucht es gar nicht mehr, den Alten zu beschwichtigen. Es ist zwei Uhr nachts geworden. Immer wieder horchen die beiden auf die Straße. Da pocht es an der Tür. Es ist die Nachbarin, die in derselben Straße

einen Grünkramladen besitzt. Ein großes Umhängetuch verhüllt die notdürftige Bekleidung. Beide Männer fühlen es, daß dieser nächtliche Besuch irgendwie mit Anettes Ausbleiben zusammenhängen muß, und umständlich erzählt die Nachbarin, daß ihr Sohn, der allnächtlich in Amsterdams Vergnügungsstätten Blumen verkauft, Anette im Trokadero gesehen habe. Wo sie nun doch zwanzig Jahre Tür an Tür lebten, und da sie doch die kleine Anette schon als Kind auf den Armen geschaukelt hat, muß sie das doch erzählen kommen, denn man weiß doch, wie leicht so ein junges Mädchen ins Unglück kommt, und wie schlecht die Männer sind. Morrisson drängt die schwatzhafte Alte sanft zur Tür hinaus. Bergh kämpft mit einem Entschluß, dann richtet er sich hoch auf: „Ich gehe, um mein Kind zu holen!“

„Ich werde Sie begleiten.“

Gilbert und sein Freund verständigen sich mit einem Blick, der von den beiden Mädchen unbeachtet bleibt.

„Wir wollen gehen!“

Gilbert zieht seine Brieftasche und reicht dem Kellner einen großen Schein



zum Wechseln. Er bemerkt nicht, daß der unauffällig gekleidete Herr am Nebentisch, der wie ein schlichter Gutsbesitzer aus der Provinz aussieht, nach einem scharfen Blick zu der Loge der beiden Paare ebenfalls langsam dem Ausgang zuschreitet. Die beiden Freundinnen mit Ernest hatten im Auto Platz genommen und eben nennt Gilbert dem Chauffeur die Adresse seines Hotels, als der alte Trödler mit seinem jungen Begleiter vor dem Nachtlokal ankommt. Die beiden haben Anette im Auto entdeckt und Morrisson tritt hart an Gilbert heran.

„Die junge Dame in Ihrem Auto wird von ihrem Vater abgeholt. Sie werden Ihre Fahrt ohne sie antreten müssen!“

Gilbert, der allzureichlich dem Alkohol zugesprochen hat, versteht kaum den Sinn dieser Aufforderung und will Morrisson verächtlich zur Seite drängen. Neugierige haben sich angesammelt. Unter ihnen verfolgt mit besonderem Interesse der unscheinbare Lehemann aus der Nachbarloge die Vorgänge. Bleich und zitternd ist Anette aus dem Auto gestiegen. Der Anblick ihres Vaters, der vor Scham und Kälte zitternd dem Auftritt beiwohnt, hat sie plötzlich ernüchert und zur Besinnung gebracht. Gilbert versucht nun ernstlich, den lästigen Störenfried, der ihm das Opfer dieser Nacht entreißen will, vom Wagenschlag wegzustoßen. Unsagbarer Ekel und Wut erfüllen Morrisson, und mit einem furchtbaren Stoß schlägt er Gilbert vors Gesicht, so daß dieser nach rückwärts taumelt. Hätte nicht der

unscheinbare alte Herr den halb Bewußtlosen in seinen Armen aufgefangen, so wäre er wohl zu Boden gesunken. Mit einem wilden Fluch reißt Gilbert eine Pistole hervor. Aber da umspannt ein eiserner Griff sein Gelenk. Es ist die nervige Faust seines Logennachbarn, die seinen Arm mit solcher Wucht niederzwingt, daß die Waffe klirrend zur Erde fällt.

„Ich weiß nicht, wie Sie sich augenblicklich zu nennen belieben, aber ich weiß, daß Sie Jean Tirard, der berühmte Banknotenfälscher, sind. Ich selber bin Detektiv White aus New York und freue mich, Sie hier endlich erreicht zu haben. Bitte folgen Sie mir!“

Es wäre nun nicht mehr nötig gewesen, dem erbleichenden Gilbert die Banknote vorzuhalten, die sich der Detektiv unauffällig von dem Kellner hatte geben lassen.

\*

Ein schweres Nervenfieber hat Anette als Folge dieser Nacht wochenlang ans Bett gefesselt. All die Zeit hindurch hat Morrisson in jeder freien Stunde an ihrem Bett gesessen. Als die verzehrende Macht des Fiebers gebrochen war, erschienen Anette die Vorgänge dieser Nacht wie hinter einem undurchdringlichen Schleier, aber wenn sie Morrisson bittet, ihr das Schreckliche zu erklären, dann greift er mit einer milden Bewegung nach ihrer kleinen abgezehrten Hand, und seine treuen Augen beschwören sie, nicht an Vergangenes zu rühren.





Zitternd, mit bebenden Knien tastete sich Felicitas die Treppe abwärts. In tiefer, unheimlicher Ruhe lag das Haus. Auf einem Treppenabsatz hielt das junge Mädchen einen Augenblick an. Sie war dem Umsinken nahe. So furchtbar hatte das Entsetzliche auf sie gewirkt, das sie eben erlebt. Erschrocken riß sie die Augen auf. Kauerte nicht da Orlowski in einer Ecke, wieder bereit, sich auf sie zu stürzen? Draußen klatschte der Regen gegen die Scheiben ... die Bäume rauschten so schaurig ... und in den hohen Schloten des alten, vornehmen Hauses pfliff und heulte der Wind ... Ein greller Blitz erleuchtete plötzlich das Vestibül. Erleichtert atmete Felicitas auf. Im grellen Schein hatte sie den Lichtschalter erspäht. Gleich darauf strahlte der große Kronleuchter auf. Festeren Schrittes durchquerte das junge Mädchen die kleine Halle und trat in einen kleinen Salon. Gleich hinter ihm lag ihres Pflegevaters Arbeitszimmer. Zu ihm wollte sie ... wollte erzählen ... wollte ... da lauschte sie erstaunt ... Entsetzen weitete ihren Blick. Ein schriller Schrei war aus dem Arbeitszimmer gekommen. Mit zitternden Knien eilte sie zu der portierenverdeckten Türe ... angstvoll starrte sie durch eine schmale Spalte der schweren dunklen Vorhänge. Unfaßbares bot sich ihrem Blick: An dem gewaltsam geöffneten Geldschrank lehnte des Konsul van Dekkers jüngster Sohn, Harry – blaß, zitternd ...

mit angstvollen Augen auf den Vater starrend, der mit geballten Fäusten vor ihm stand.

Nie hatte Felicitas ihren Pflegevater so gesehen! Kirschrot vor Wut, die ihm die Adern an Hals und Stirne wie dicke blaue Fäden vortreten ließ, hob er die weiße, fleischige Hand gegen den Sohn: „Dieb!“ kreischte er auf, „Dieb! Infamer! Gemeiner ...!“ Doch ehe die Faust des Konsuls den Sohn traf, taumelte der alte Herr schwer gegen den Schreibtisch ... seine Augen schlossen sich ... er griff mit der Hand an den Hals und brach ächzend zusammen. Aufschreiend flüchtete Felicitas aus dem Zimmer, um die Hausbewohner zu alarmieren. Entsetzt stürzte alles in das Arbeitszimmer ... der herbeigerufene Arzt konnte nur mehr den Tod durch Herzschlag feststellen.

Erst wollte Felicitas angesichts des Toten, der ihr soviel Gutes erwiesen hatte, alles berichten, was sie gesehen. Als sie jedoch die fassungslos schluchzende alte Frau sah, schwieg sie still. Mit bleischweren Füßen schlich sie wieder hinauf in ihre Kammer und warf sich aufs Bett ... stundenlang noch starrte sie in die langsam weichende Nacht, ohne Schlaf zu finden.

\*

Mit Konsul van Dekkers Tod änderte sich für Felicitas vieles. Der Konsul hatte das junge Mädchen, die Tochter eines wandernden Artisten, Emilio Orlowski,



bei einer Autoreise in einer kleinen Provinzstadt kennengelernt. Bei einer abendlichen Vorstellung war sie durch ihren Vater versehentlich verwundet und von van Dekker zur besseren Pflege in sein Haus nach Utrecht gebracht worden. Das schöne seelensgute Mädchen hatte es dem Konsul, der nur Söhne hatte, angetan. Er hatte ihrem Vater eine Abfindung gegeben und Felicitas, trotz des Sträubens seiner Gattin, als Pflegetochter in sein Haus genommen.

Sie war der Sonnenschein des alternen Mannes geworden. Adrian, sein ältester Sohn, war ständig auf Reisen, und Harry, der jüngere, war ein Taugenichts, der durch seine Verschwendung dem Vater viel Kummer bereitete. Mit Tora Brink,

der Braut seines Sohnes Adrian, hat sich der Konsul nie recht anfreunden können. Die Konsulin sah dies mit Bitterkeit und Harry, der sich zuerst eingebildet hatte, daß Felicitas eine leichte Beute seiner Begierden sein würde, behandelte das schutzlose junge Mädchen als Eindringling. Über all das hätte sich Felicitas wegsetzen

können, wenn nicht plötzlich ihr Peiniger, der Orlowski, wieder in ihr Leben getreten wäre. Nachts hatte er sich in das Haus geschlichen und bedrohte das hilflose Mädchen. Als sie sich weigerte, ihm Geld zu geben, hatte er ein goldenes Kettchen mit einem kostbaren Anhänger von ihrem Hals gerissen und war hohnlachend verschwunden. Das war spät abends . . . an jenem Tage, da Harry seinen Vater vergebens um Deckung neuer Schulden gebeten und dann die Beraubung des Geldschrankes versucht hatte, die das tragische Ende des Konsuls herbeiführen sollte.

Felicitas war nicht mehr dazu gekommen, ihrem väterlichen Freund von jenem nächtlichen Überfall zu berichten. Stumm und gedrückt verflossen die nächsten Wochen. Aber instinktiv spürte das junge Mädchen,

daß sich im Hause ein großer Kampf gegen sie, das schutzlose „Komödiantenkind“, vorbereite.

Sie sollte mit ihrem Empfinden recht behalten.

\*

Adrian van Dekker kam zurück und übernahm sein Amt als Chef der Familie und Testamentsvollstrecker. Seiner Mutter und dem Einfluß seiner Braut gelang es im Anfang leicht, ihn gegen Felicitas einzunehmen. Triumphierend schritt die Konsulin wieder durch ihre Räume. Nicht lange mehr würde das Komödiantenkind wie ein lebender Schandfleck hier verweilen. Noch ein paar Wochen . . . dann würde ihr Sohn den Eindringling endgültig vor die Türe setzen.

Felicitas durchlebte schwere Tage. Die Konsulin war von rücksichtsloser Härte, die Braut Adrians von hochmütiger Kälte gegen sie . . . Manchmal bäumte sich etwas in dem jungen Mädchen auf, wenn sie

Harry's unverfrorenes, höhnisches Lächeln sah . . . manchmal wollte sie aufspringen und das Entsetzliche hinaus-schreien, das sie in

jener Nacht im Arbeitszimmer hatte erblicken müssen . . . aber immer wieder bezwang sie sich. Sie wußte selbst nicht recht warum.

Adrian selbst hatte das Leben zu genau kennengelernt, um sich restlos von ein paar eifersüchtigen Frauen beeinflussen zu lassen. Die Kälte seiner Braut kam ihm bald ebenso ungerechtfertigt vor wie die Härte seiner Mutter. Denn er konnte mit dem besten Willen nicht finden, daß Felicitas all die schlechten Eigenschaften habe, die ihr von den beiden Frauen angedichtet wurden. Sinnend sah er einmal auf das blasse, stille Mädchen. Sah auf sie, und dachte seines verstorbenen Vaters, den er als Menschenkenner hochzuschätzen wußte und der sicherlich kein unwürdiges Geschöpf bei sich aufgenommen hätte. Immer teilnahms-





voller ruhte sein Blick auf Felicitas und immer kühler wurde sein Verhalten gegen Tora.

Felicitas selbst hatte noch keine Ahnung von diesem inneren Umschwung der Dinge. Als sie wieder einmal wegen einer Kleinigkeit von der Konsulin in härtester und lieblosester Weise behandelt worden war, stürzte sie weinend zu ihrer einzigen Freundin, dem alten Fräulein van Dekker, einer Verwandten des Konsuls, die im gleichen Hause wohnte. Die „alte Mamsell“, wie das alte Fräulein im Hause genannt wurde, hatte den verstorbenen Konsul in ihren Jugendjahren selbst geliebt. Sie hatte gehofft ... aber ohne Erfüllung. Er hatte ihr seine spätere Gattin vorgezogen. Er hatte freilich nicht gewußt, daß das sittenstrenge Mädchen, dem er die Hand zu reichen glaubte, unter dem Herzen bereits ein Kind trug, das sie in einer betörenden Nacht von einem „Komödianten“ empfangen hatte.

Die „alte Mamsell“ aber, die mit den Augen der Eifersucht und des Hasses im Vorleben ihrer siegreichen Nebenbuhlerin geforscht hatte ... sie wußte alles. Und sie hatte – die Beweise dafür. Aufgeregt stürzte sie an die altertümliche Kommode und kramte ein Bündel Papiere heraus.

Triumphierend warf sie es auf den Tisch.

„Warte nur, mein Liebling! Der Frau Konsul werden wir ihren Stolz noch abkaufen können. Und dem Herrn Adrian auch! Diesem Komödiantensohn!“

Erstaunt nahm Felicitas Kenntnis von dem Inhalt der alten Briefe. Fliegende Röte huschte über ihr Gesicht. Stolz reckte sich die „alte Mamsell“ auf, nahm ihren Schal um und ergriff die Briefe.

„Bleib Du ruhig hier, mein Kind! Jetzt werde ich mal mit der Frau Konsul abrechnen! Wir wollen dann sehen, wieviel von dem ganzen Bettelstolz der Herrschaften übrigbleibt!“

Dann hatte sie Felicitas heftig auf das Sofa niedergedrückt und war eilig hinausgehuscht.

Benommen saß das junge Mädchen erst eine Weile da. Die Eindrücke verwirrten sie. Sie gönnte der Konsulin die Demütigung .... aber dann sah sie wieder Adrians vornehm stilles



... Nachts hatte er sich in das Haus geschlichen und bedrohte das hilflose Mädchen ...



Gesicht vor sich ... man konnte ihm doch nicht übelnehmen, daß er sich durch seine Mutter beeinflussen ließ ... und Felicitas tat es eigentlich leid, daß Adrian nun auch gedemütigt werden sollte.

Hochrot vor Erregung kam Tora Brink zu ihrer künftigen Schwiegermutter gestürzt.

„Jetzt haben wir sie! Diese abgefeimte Schwindlerin! Diese Diebin!“

Aufatmend ließ sie sich in einen Sessel fallen. Dann bemerkte sie erst das verweinte, zermürbte Gesicht der anderen. Sie trat an sie heran.

„Hast Du Dich über die infame Person wieder aufgeregt, Mama?! Na, warte nur, die Herrlichkeit hat aufgehört! Höre!“

Und dann erzählte sie der teilnahmslos Zuhorchenden, daß sie das goldene Kettchen mit dem großen Anhänger, das der Verstorbene ihr geschenkt, bei einem Juwelier in der Auslage gesehen habe.

„Ich fiel aus den Wolken, das kannst Du Dir denken! Ich trage das Stück fast nie. So habe ich den Diebstahl gar nicht bemerkt! Aber – Gott sei Dank, daß es so kam! Jetzt bekommen wir die Person endlich und endgültig aus dem Hause! Jetzt wird Adrian nicht mehr versuchen, sie in Schutz zu nehmen!“

Wie eine Erlösung kam's über die Konsulin. Wenn die Kleine wegen einer entehrenden Handlung des Hauses verwiesen würde, wäre sie erledigt. Die heimlichen Besuche bei der alten Mamsell sollen auch ein Ende nehmen ... Und mit zunehmender Zuversicht lauschte sie den weiteren Reden ihrer Schwiegertochter ...

Wie man erwartet hatte, so war's gekommen. Adrian war betroffen. Der Einwand Felicitas', daß der Verstorbene ihr genau das gleiche Schmuckstück geschenkt habe und daß es ihr gestohlen worden sei, klang doch zu unglaublich. Beschämt sah Felicitas in seine klaren Augen, die ganz kühl auf sie gerichtet waren ...



... Die heimlichen Besuche bei der alten Mamsell sollen auch ein Ende nehmen ...

kaum hörte sie, was er sagte. Brennend heiß stieg nur das Empfinden in ihr hoch, daß dieser Mann sie wirklich für eine Diebin hielt. Grenzenlos gedemütigt schlich sie aus dem Zimmer. Am anderen Tage verließ sie das Haus.

Ein heftiger Nervenzusammenbruch warf sie nieder. Mitleidig hatte sie ein Nachbar aufgenommen. Quälende Bilder erschienen ihr in Fieberträumen. Immer wieder sah sie Tora vor sich, die ihr ins Gesicht geschleudert hatte, sie habe nicht nur den Anhänger gestohlen sondern sei auch an jenem Kassenschrank einbruch beteiligt gewesen ... alles sei nur Lüge und Heuchelei ... und man müsse sie eigentlich der Polizei übergeben! Und dann erschien ihr wieder Adrian, der Kühle, Stolze, sie sah sein ungläubiges Lächeln, hörte sein eisiges „Ich glaube, es ist am besten, Sie verlassen unser Haus!“ Und wieder warfen Fieberschauer den armen Mädchenkörper hin und her in den heißen Kissen ...

Beschämt sah Harry vor sich nieder. Adrian ging erregt in seinem Zimmer auf und ab. Dann blieb er plötzlich vor dem Bruder stehen. Fast zischend kamen die Worte über seine Lippen:





... Vor kurzem noch ein geschminktes Komödiantenmädels ...

„Du hast als Dieb und Einbrecher gehandelt . . . ! Schön! Ich rede nicht darüber! Aber — Du hast unserem Vater das Herz gebrochen und warst dann noch feig genug, die unerhörten Anwürfe Toras gegen Felicitas anzuhören, trotzdem Du wußtest, daß das arme Mädels unschuldig war. Das ist eine unglaubliche Gemeinheit . . . eine erbärmliche Feigheit!“

Harry stammelte:

„Ich will ja gerne alles tun . . .“

Er schwiegte vor dem wütenden Blick des Bruders.

„Alles tun!“ rief Adrian, „Alles tun . . .“ Weißt Du, wo Felicitas ist? Bring sie her! Jetzt gleich! Damit man wenigstens einigermaßen gutmachen kann, was Du verschuldet hast!“

Eilig drückte Harry sich aus dem Zimmer.

Wo konnte Felicitas sein? Er hatte keine Ahnung. Wenn wenigstens die alte Mamsell noch lebte, die ihre Freundin gewesen war! . . .

Aber die war gestorben in diesen Wochen . . .

Mißmutig schlich er aus dem Haus.

Mit tiefer Trauer hatte Felicitas den Tod ihrer Freundin erfahren. Jäh hatte sie gleich darauf der Gedanke durchzuckt, daß man die Briefe in ihrem Nachlaß finden könne. Die Briefe, welche die „alte Mamsell“ vor ihren Augen unter der Diele versteckt hatte, weil sie Nachstellungen der Konsulin fürchtete. Wenn man nun das alte Zimmerchen neu herrichten ließ, mußte man die lose Diele bemerken, würde die Briefe finden, und Adrian, der stolze Adrian, war gebrandmarkt als uneheliches Kind, als Kind der Sünde, als Bastard! Ein heißer Schreck durchzuckte Felicitas' Herz. Ein Schreck — wie für ein geliebtes Wesen . . . Sie lächelte. Wie eine leuchtende Erkenntnis war's ihr plötzlich gekommen, daß sie Adrian liebe. Und sie machte sich auf den Weg, um die belastenden Dokumente an sich zu bringen und damit den gefährdeten Namen Adrians zu retten!

\*

Mit klopfendem Herzen war sie die altbekannte Treppe emporgeschlichen, die Treppe des Hauses, aus dem man sie als Diebin verwiesen hatte! Wenn nur keiner



kam! Laut und ängstlich pochte ihr Herz, wie damals, als ihr Vater sie plötzlich überfallen und beraubt hatte.

Gott sei Dank! Niemand war oben in der kleinen Mansarde. Rasch lockerte sie die Diele. Da lagen die Briefe. Ein Griff! – – Adrians guter Name war gerettet. Eilig stürmte sie die Treppe hinab, die Dokumente fest an die Brust gedrückt.

Da öffnete sich plötzlich eine Türe. Im Rahmen stand Tora Brinks stolze Gestalt. Sie stutzte zuerst. Dann gellte ihr Ruf durchs Haus:

„Die Diebin! Die Diebin!“

... Willenlos ließ Felicitas sich von dem herbeieilenden Gesinde festnehmen und zu Adrian bringen.

Aufmerksam hörte Adrian ihr schluchzend hervorgestammelter Bekenntnis. Er wies auf einen Stuhl. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch und las die Briefe durch.

Erschüttert saß er eine Weile da.

Dann stand er auf und wandte sich langsam zu ihr. Bittere Worte, wie „Er-

pressung“, lagen auf seinen Lippen. Aber als er in Felicitas reine, unschuldsvolle Augen blickte, die voll unendlichen Mitleides auf ihn geheftet waren, verstand er plötzlich alles.

„Wir gehören Beide nicht in dieses Haus, Felicitas!“ meinte er leise. „Wir sind beide ‚Komödiantenkinder‘! Wollen wir beide zusammen unser Glück versuchen – irgendwo draußen in der Welt?“

Felicitas sah ihn an wie träumend.

Dann schmiegte sie sich schluchzend an ihn ...

\*

Einige Tage später wurde die Stadt von der Nachricht überrascht, daß Adrian van Dekker die Pflgetochter seines Vaters geheiratet und mit ihr die Heimat verlassen habe. Wer hätte das gedacht! Vor kurzem noch ein geschminktes Komödiantenmädels – und heute! ... Auf die Erbschaft hatte Adrian verzichtet. Die Leute fanden das sehr merkwürdig. Aber bei Adrian van Dekker hatte man sich nie recht ausgekannt. Er war so lange in den Tropen gewesen. Und die Leute haben alle einen Stich ...





# DIE GROSSE FOXSCHAU

## IN DER REICHSHAUPTSTADT



### Das gewaltige Echo in der Fachpresse:

B. Z. AM MITTAG. 5. Oktober 1925.

„Der Trödler von Amsterdam“, ... der erste vollendet geglückte Versuch. Hier hat alles Hand und Fuß .... wuchtiges Drama, durch Massenszenen belebt ... in scharfen Strichen gezeichnet, um zielbewußt seinem Höhepunkt zuzusteuern ... ein feinnuanciertes, empfindungswarmes Kammerspiel ... Sensationen und Knalleffekte ... unheimliche Realistik ... Diomira Jacobini, Marias Schwester ... ein edles Profil, ein Paar wunderbarer Augen. Still, rührend, dabei filmtränenlos in all dem Leid, das die Trödlerstochter erfahren muß. Eine neue Hoffnung ...

LICHTBILDBÜHNE. 10. Oktober 1925.

Die Fox-Leute verstehen es. ... die Theaterbesitzer sind auch dem Ruf der Fox vollzählig gefolgt ... bei stets gefülltem Haus ... voller Erfolg ... Es ist William Fox hoch anzurechnen ... Man schöpfte die Stoffe aus erprobten und populären Werken ... stets auf den Publikumerfolg bedacht. „Der Trödler von Amsterdam.“ ... packender Familienroman ... Werner Krauß ... wuchtige und erschütternde Rolle ... Diomira Jacobini, eine schöne und begabte Künstlerin. Anton Pointner und Harry Hardt sind prächtig brutale Salonapachen ... „Toms Tiger“ ... Tom Mix ... Zugkraft in Deutschland zur Genüge bewiesen ....

Waldbrand ... ausgezeichnete kinemato-graphische Leistung ... hinreißend komische Fox-Grotesken ... sind Kabinettstücke amerikanischen Filmhumors. .... Fox darf jedenfalls dem Urteil des Publikums mit sicherer Ruhe entgegensehen, und die Defa hat ihre neue Saison mit dieser Schau gut eingeleitet.

FILM-KURIER. 3. Oktober 1925.

... Die vorgeführten Filme zeigen, daß man in diesem Jahr nur das Beste und Wertvollste nach Deutschland gesandt hat. Wir werden eine ausführliche Würdigung der Filme anläßlich der Premieren bringen.

FILM-ECHO. 5. Oktober 1925.

..... William Fox hat sich nicht mit schönen Redensarten Genüge getan. Er tat zu der deutsch-amerikanischen Filmverständigung das seine dadurch, daß er entschlossen und tatkräftig eine deutsche Produktion aufbaute. Mögen's ihm andere amerikanische Filmindustrielle nachtun ... „Der Trödler von Amsterdam“ ... gewiegter Regisseur Victor Janson ... Werner Krauß schuf ein packendes und ergreifendes Seelengemälde ... Ein interessanter, immer fesselnder Film, mit dem Blick auf das Publikum gemacht und daher von sicherer Wirkung ... „Das Geheimnis der alten Mamsell“ ... Ein Film, dem das Interesse des Publi-



kums sicher ist . . . Dr. Paul Merzbach . . . die Regie . . . geschickt geführt . . . Der Erfolg war schon durch die Besetzung der alten Mamsell mit Frida Richard gesichert. . . . Ausgezeichnet die schöne Marcella Albani und Anton Pointner . . . trugen das Ihrige zu dem sehr starken Erfolg bei, den diese verfilmte Marlitt errang und der sich überall in deutschen Landen neu bestätigen wird. . . . „Das Feuerroß“ . . . Riesenaufgebot an Mitwirkenden . . . Der kulturelle Gedanke, der in diesem Epos der eisernen Willenskraft scharf herausgearbeitet ist, macht diesen Film, dessen Handlung uns den Atem versetzt, so wertvoll . . . brausender Beifall . . . „Tom Mix und der Tiger“ . . . spannender Tom-Mix-Film . . . Spionagemovie „Hochverrat von Panama“ . . . atemraubende Situationen . . . herrliche Meeresaufnahmen . . . Grotesken . . . unendliches Lachen . . . Fox und die Defa können ihre „Schau“, der an allen drei Tagen ein großes, aus Theaterbesitzern bestehendes Publikum beiwohnte, das seiner Befriedigung über das Gesehene durch stärksten Beifall Ausdruck gab, als einen vollen Erfolg buchen.

DER FILM. Nr. 41. 10. Oktober 1925.

Fox rief – und alle, alle kamen! . . . Die Defa kann erhobenen Hauptes in die neue Saison schreiten, denn sie hat bewiesen, daß sie bis an die Zähne gerüstet ist . . . keine Mittelware, keine sogenannten „Kontingentfilme“, sondern starke ausgewählte Erfolgsfilme . . . her-

vorragend besetzt, großzügig ausgestattet und mit bewußter Einstellung auf das große Publikum inszeniert. Keine Experimente – durchaus sichere populäre und zugkräftige Sujets . . . Idee blendend . . . „Das Geheimnis der alten Mamsell“ . . . Die Verfilmung wurde mit größter Mühe und Sorgfalt durchgeführt . . . Marcella Albani ist eine Künstlerin von seltener Schönheit. So sieghaft strahlend, so rührend zart in Spiel und Gebärde wie in dieser Rolle, als armes verstoßenes Zirkusmädchen, hat man die beliebte Darstellerin noch nicht gesehen. Frida Richard innig und seelenvoll . . . „Der Trödler von Amsterdam“ . . . Werner Krauß entfaltet das Register seiner meisterhaften Darstellungskunst . . . Rührend . . . tragisch . . . Diomira Jacobini als Tochter von hinreißendem Temperament . . . Wenn Generaldirektor Außenberg mit der deutschen Produktion auf diesem Weg fortfährt, steht ihr eine große und mächtige Entwicklung bevor . . . „Das Feuerroß“ . . . eine Offenbarung der Kinematographie . . . Das ist das Epos – das Hohelied der Arbeit . . . packend, aufwühlend – von den strahlend schönen Menschenkindern George O'Brien und Madge Bellamy hinreißend gespielt . . . „Toms Tiger“ . . . Waldbrand von unerhörter Realität . . . „Der Hochverrat von Panama“, eine Spionagesgeschichte von großer Spannkraft . . . Fox-Grotesken übertrumpfen jede ähnliche amerikanische Ware . . . Man kann die Fox zu diesem Saisonbeginn beglückwünschen!

Die den Erzählungen dieses Buches zugrundeliegenden Filme verleiht die

**DEUTSCHE VEREINS-FILM-A.-G.**

Generalvertretung der Fox Film Corporation New York

BERLIN W8, UNTER DEN LINDEN 16, TEL.: ZENTRUM 3394



## Inhaltsverzeichnis

---

	Seite
Das Feuerroß . . . . .	5
Dick Turpin – der galante Bandit . . . . .	14
Teufel – Tempo – Tom . . . . .	19
Das Leben ein Tanz . . . . .	23
Der Hochverrat von Panama . . . . .	27
Prinzeß Roulette . . . . .	32
Sibirien . . . . .	36
Der Schrei aus dem Urwald . . . . .	41
Der Glückshuf . . . . .	46
Toms Tiger . . . . .	51
Die Metropole der Sünde . . . . .	55
Zirkusfieber . . . . .	62
Nur nicht arbeiten . . . . .	69
Der Trödler von Amsterdam . . . . .	73
Das Geheimnis der alten Mamsell . . . . .	78
Die große Foxschau in der Reichshauptstadt . . . .	84

---







# DAS FEUERROSS

IN DEN HAUPTROLLEN:

MADGE BELLAMY

GEORGE O'BRIEN

Regie: JOHN FORD



Der Heldentraum von der Verbrüderung der Meere. Drei Jahre hat der mächtige amerikanische Fox-Konzern an diesem gigantischen Werk gearbeitet. Viele Tausende von Mitwirkenden aus allen Teilen des Erdballs. – Der Sieg des menschlichen Geistes über die rohen Naturgewalten. – In dem Film werden 2 amerikanische Reiterregimenter, 3000 Eisenbahnarbeiter, 1000 Chinesen, 800 Indianer, 1300 Büffel und 10000 Texasstiere gezeigt. – Die Berliner „Vossische Zeitung“ schreibt über diese dramatische Schilderung vom Bau der ersten Überlandeseisenbahn: „... Deutschland sollte sich so schnell wie möglich diesen Film kommen lassen. Seine Regisseure, seine Politiker und seine Erzieher könnten viel davon lernen ...“

E r s c h e i n t d e m n ä c h s t i m V e r l a g d e r D e f a





# Prinzeß Roulette

\*

Ein mondäner Spielfilm aus der Welt, in der man  
sich nicht langweilt. – Im Mittelpunkt eine leiden-  
schaftliche Frau, der alle Männer verfallen sind.

Die Fieberhöllen  
der internationalen Roulette-Kasinos

Die Ekstasen der Gewinner  
Die Verzweiflung der Geplünderten

und über allem

sieghaft – berückend –  
ein dämonisches Rätsel

Das Weib

\*

Erscheint demnächst im Verlag der Defa



# Das Leben ein Tanz

Zwei berückend schöne Frauen in den Hauptrollen:

Alma Rubens  
Madge Bellamy

zwischen ihnen

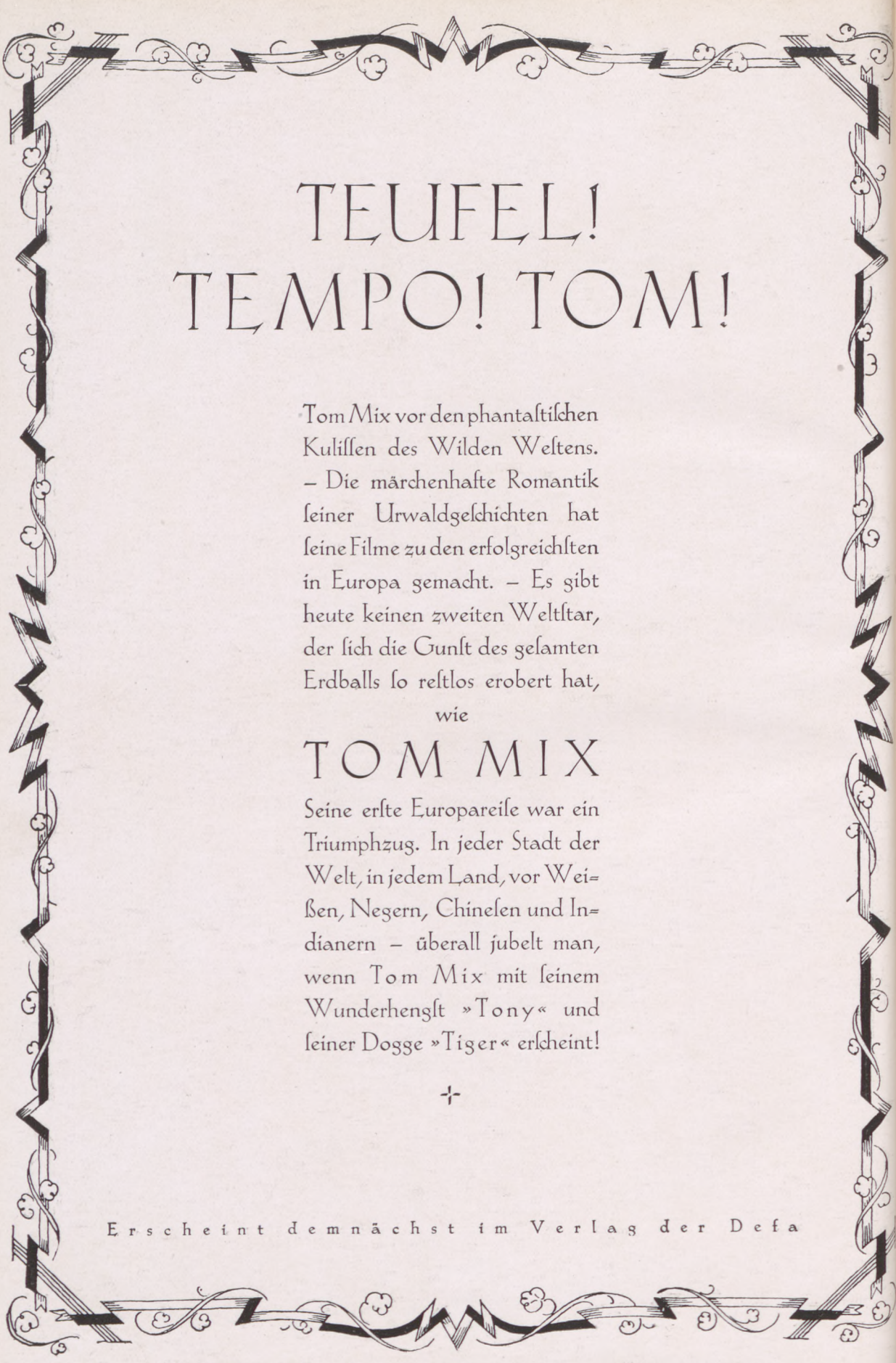
George O'Brien

\*

Ein Urteil über unser Zeitalter, gesprochen von verführerisch geschminkten Lippen. — Die jungen Mädchen von heute, ihre hemmungslose Genußsucht, ihre ungezügelten Passionen und ihr gefährlicher Flirt: Das ist das Thema dieses gewaltigen Zeitgemäldes, das in Argentinien, Brasilien, London und Paris aufgenommen wurde. Unser Globus ist erschüttert vom exotischen Rhythmus des Jazz. Unsere Jugend tanzt in besinnungslosem Taumel hart an den Abgründen des Lebens. — Jeder will sich betäuben, will vergessen . . . Liebe — ein Zeitvertreib . . . Tugend — ein Wort . . . Dieser Sittenroman reckt drohend die Faust der ehernen Wirklichkeit gegen eine Welt, die sich um den Verstand zu tanzen droht.

Erscheint demnächst im Verlag der Dera





# TEUFEL! TEMPO! TOM!

Tom Mix vor den phantastischen  
Kulissen des Wilden Westens.

– Die märchenhafte Romantik  
seiner Urwaldgeschichten hat  
seine Filme zu den erfolgreichsten  
in Europa gemacht. – Es gibt  
heute keinen zweiten Weltstar,  
der sich die Gunst des gesamten  
Erdballs so restlos erobert hat,

wie

## TOM MIX

Seine erste Europareise war ein  
Triumphzug. In jeder Stadt der  
Welt, in jedem Land, vor Wei-  
ßen, Negern, Chinesen und In-  
dianern – überall jubelt man,  
wenn Tom Mix mit seinem  
Wunderhengst »Tony« und  
seiner Dogge »Tiger« erscheint!



Erscheint demnächst im Verlag der Defa



# DICK TURPIN- DER GALANTE BANDIT

Tom Mix

als der berühmteste Bandit der  
englischen Geschichte. — Von  
den Häschern gehezt und ver-  
folgt, vom Volke abgöttisch ge-  
liebt. — Er war ein Liebling der  
Frauenwelt, und sein Andenken  
ist umspinnen von tausend  
zarten Histörchen. — Ein Box-  
kampf aus dem Jahre 1782.

Er war das, was jede Frau erträumt:

Ein kühner Draufgänger im Kampf,

Ein zarter Träumer in der Liebe!

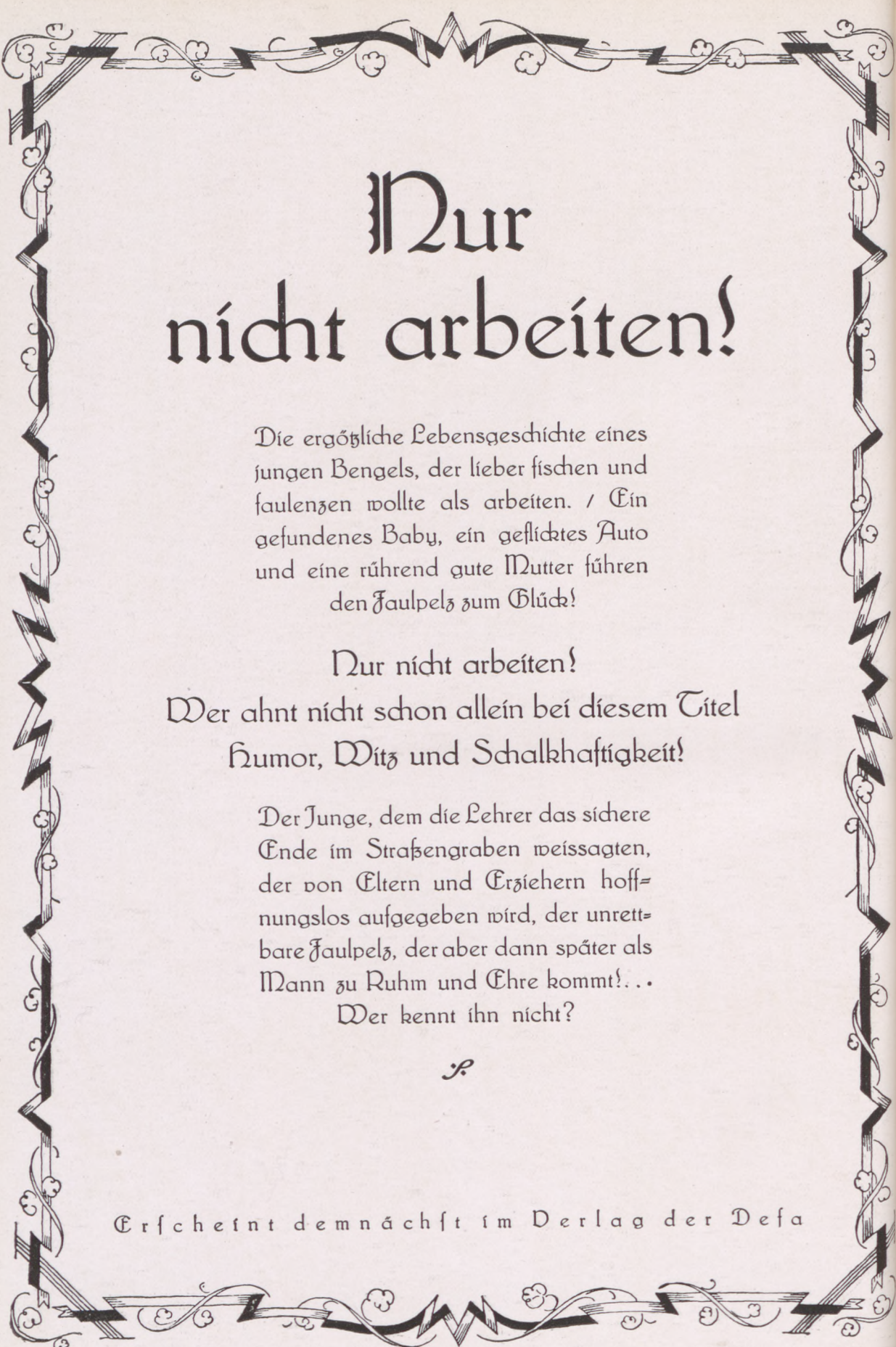
Eine Rolle wie geschaffen für  
den galanten Tollkopf

Tom Mix



Erscheint demnächst im Verlag der Deia





# Nur nicht arbeiten!

Die ergötzliche Lebensgeschichte eines  
jungen Bengels, der lieber fischen und  
faulenzten wollte als arbeiten. / Ein  
gesundenes Baby, ein gesticktes Auto  
und eine rührend gute Mutter führen  
den Faulpelz zum Glück!

Nur nicht arbeiten!  
Wer ahnt nicht schon allein bei diesem Titel  
Humor, Witz und Schalkhaftigkeit!

Der Junge, dem die Lehrer das sichere  
Ende im Straßengraben weissagten,  
der von Eltern und Erziehern hoff-  
nungslos aufgegeben wird, der unrett-  
bare Faulpelz, der aber dann später als  
Mann zu Ruhm und Ehre kommt!...  
Wer kennt ihn nicht?



Erscheint demnächst im Verlag der Defa



# ZIRKUSFIEBER

UNSTERBLICH  
IST DER REIZ UND DIE ROMANTIK  
DES ZIRKUS-MILIEUS



Die Zeltstadt und das lustige Völkchen, das sie bewohnt: Die zarte Reiterin im duftigen Spitzenröckchen, der komische und doch so tragische Clown, der Jockei und der Löwenbändiger – immer wieder empfängt man sie mit Jubel! – Kein Mensch auf der Welt, ob groß ob klein, kann sich dem Zauber der Zirkuswelt entziehen. In diesem Film ist alles: Vom dumpfen gefährlichen Brüllen der Raubtiere – bis zu den schmetternden Fanfaren der Zirkusmusik! – Wir erleben die Kinderliebe eines Jungen aus dem wilden Westen, seine Lehr- und Wanderjahre bei dem Zirkus King Hardy, mit dem er durchgegangen ist. Er ist zur großen Attraktion geworden mit seinem wilden Jockei=Akt, da führt ihn das Schicksal wieder mit Mabel, seiner Jugendliebe zusammen. Wie er nun die Arme, Verwaiste beschützt und erzieht, bis auch sie den donnernden Applaus erntet, wie er alle Intrigen und Verlockungen von dem bildschönen Mädchen abwehrt – das ist ein Filmroman, ein Zirkusroman von allerhöchster Klasse!

E r s c h e i n t d e m n ä c h s t i m V e r l a g d e r D e f a





# SIBIRIEN

Die Schreckensherrschaft des Zaren.  
Ein Riesenvolk unter dem grauenhaften  
Druck unheimlicher Gewalten. In  
den Salzminen Sibiriens. Die Unglück-  
lichsten der Welt. Die Schreckensnacht  
im Judenviertel. Rache und Befreiung!

Grausame  
Gewaltherrschaft stürzt Unschuldige  
in die Nacht der kettenklirrenden  
sibirischen Kerker

Das dumpfe Grollen eines geknechteten  
Volkes, der namenlose Jammer  
der Mißhandelten – – das ist der  
Boden, aus dem die wuchtige und  
äußerst packende Handlung wächst.



Erscheint demnächst im Verlag der Defa



# DER GLÜCKSHUF

Tom Mix ist unglücklich verliebt! Unglücklich?  
Nein — die Schöne wartet ja nur auf sein erstes  
Wort... Aber der Cowboy ist zu schüchtern.  
Bis ihn ein Mully mit dem Huf vor den Kopf  
schlägt... Tom träumt in tiefer Ohnmacht...  
Träumt sich zurück um Jahrhunderte. Er ist Don  
Juan... kämpft um die Geliebte... befreit sie  
aus den Händen der Mauren. Entführt sie...  
Erwacht. Aufs Pferd... Davon... Jauchzend  
reißt der Cowboy die Liebste in den Sattel...  
Phantastische Traumbilder aus dem Orient. Die  
Pracht der spanischen Paläste... die berauschte  
Schönheit orientalischer Liebesfeste... Wildes  
Kriegsgetümmel der maurischen Reiterscharen.

U n d ü b e r a l l e m :

## TOM MIX

Tom Mix ist die Jugend, Tom Mix ist die Liebe  
Tom Mix ist das strahlende Symbol  
eines Helden

E r s c h e i n t d e m n ä c h s t i m V e r l a g d e r D e f a





# Der Schrei aus dem Urwald

Ein neuer Wildwest-Roman

mit

Tom Mix

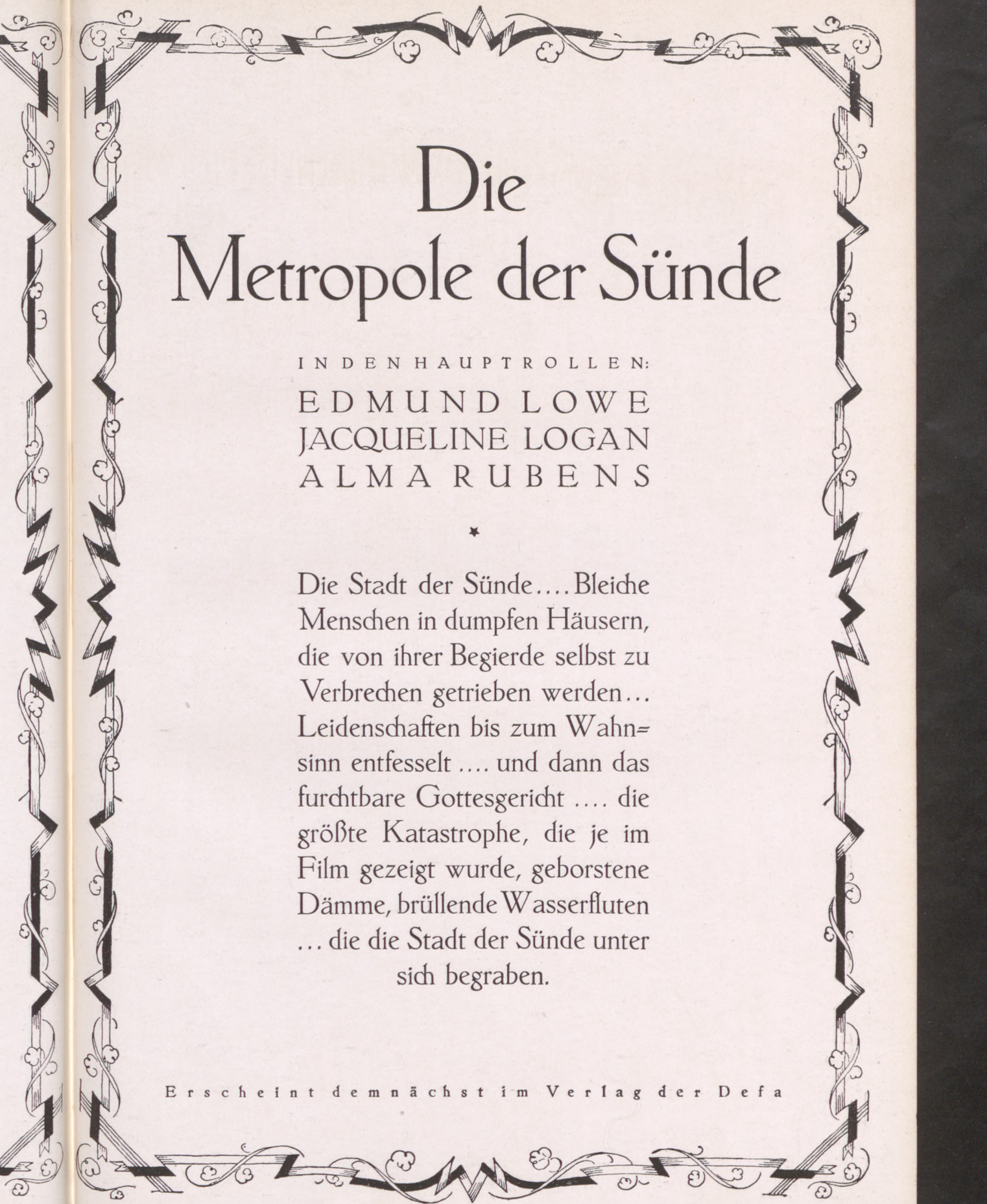
seinem Pferd „Tony”  
und seinem Hund „Tiger”

Phantastische, wildromantische Handlung.  
Die Urwaldgeschichten mit Tom Mix sind  
unentbehrlich für das moderne Lichtspiel-  
theater. Kraft, Heldentum, Sonne . . . das  
sind die Ideale unserer Zeit. Tom Mix  
ist der kraftvollste, heldenhafteste und  
sonnigste Männertyp der ganzen Welt.



Erscheint demnächst im Verlag der Defa





# Die Metropole der Sünde

IN DEN HAUPTROLLEN:

EDMUND LOWE

JACQUELINE LOGAN

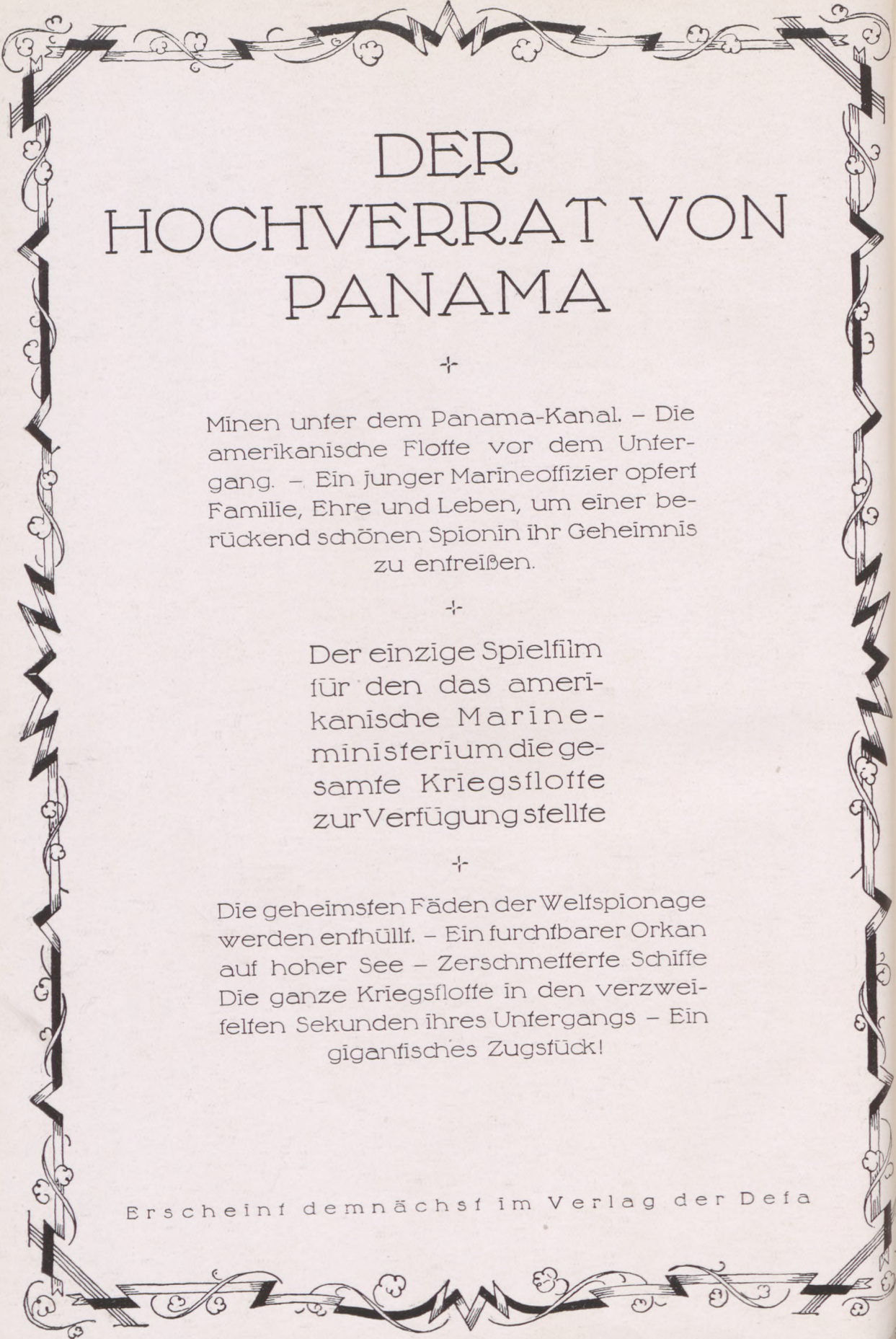
ALMA RUBENS

★

Die Stadt der Sünde.... Bleiche Menschen in dumpfen Häusern, die von ihrer Begierde selbst zu Verbrechen getrieben werden... Leidenschaften bis zum Wahnsinn entfesselt .... und dann das furchtbare Gottesgericht .... die größte Katastrophe, die je im Film gezeigt wurde, geborstene Dämme, brüllende Wasserfluten ... die die Stadt der Sünde unter sich begraben.

Erscheint demnächst im Verlag der Defa





# DER HOCHVERRAT VON PANAMA

+

Minen unter dem Panama-Kanal. – Die amerikanische Flotte vor dem Untergang. – Ein junger Marineoffizier opfert Familie, Ehre und Leben, um einer berückend schönen Spionin ihr Geheimnis zu entreißen.

+

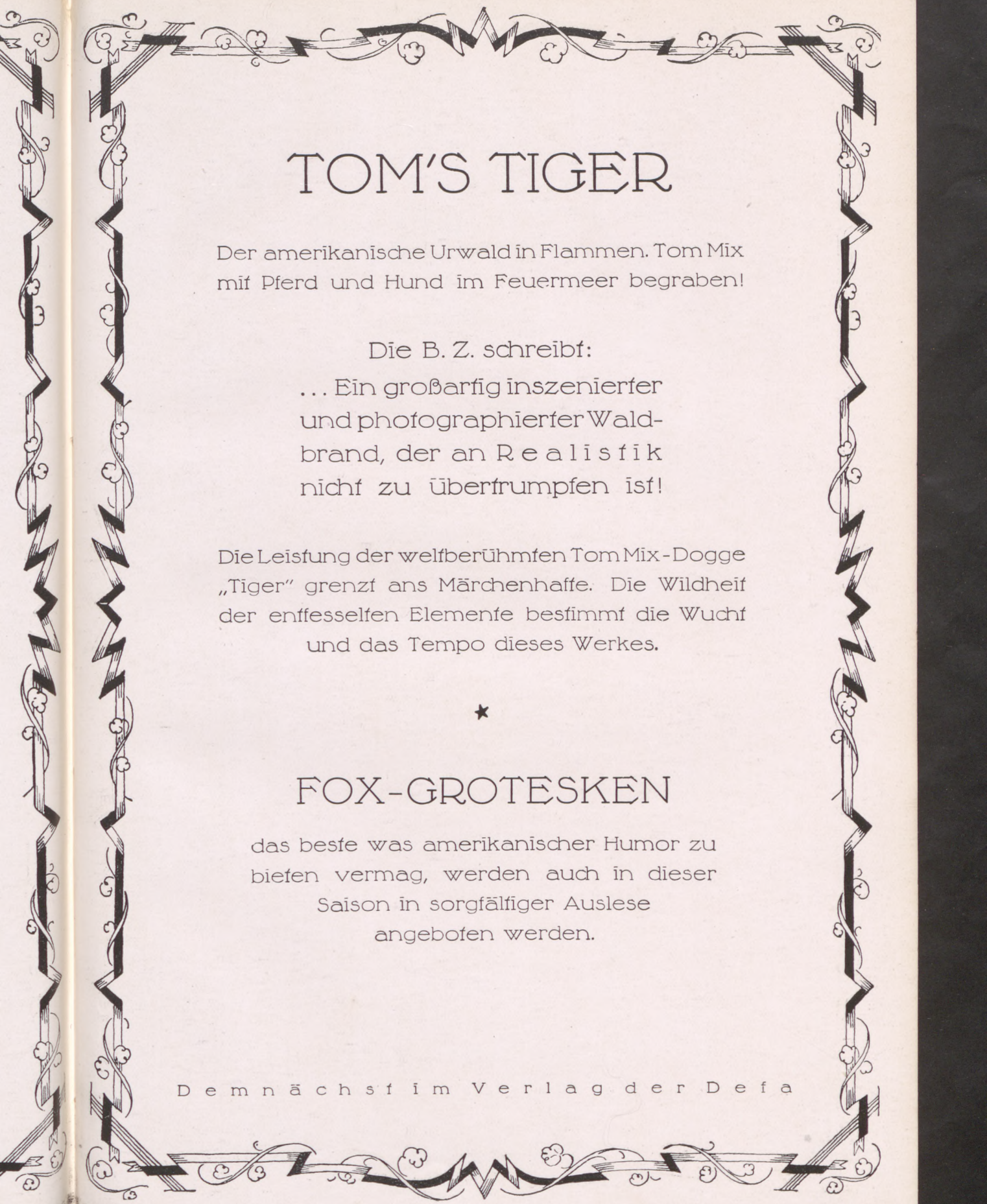
Der einzige Spielfilm für den das amerikanische Marineministerium die gesamte Kriegsflotte zur Verfügung stellte

+

Die geheimsten Fäden der Weltspionage werden enthüllt. – Ein furchtbarer Orkan auf hoher See – Zerschmetterte Schiffe Die ganze Kriegsflotte in den verzweifeltsten Sekunden ihres Untergangs – Ein gigantisches Zugstück!

Erscheint demnächst im Verlag der Deifa





# TOM'S TIGER

Der amerikanische Urwald in Flammen. Tom Mix  
mit Pferd und Hund im Feuermeer begraben!

Die B. Z. schreibt:

... Ein großartig inszenierter  
und photographierter Wald-  
brand, der an Realistik  
nicht zu übertrumpfen ist!

Die Leistung der weltberühmten Tom Mix-Dogge  
„Tiger“ grenzt ans Märchenhafte. Die Wildheit  
der entfesselten Elemente bestimmt die Wucht  
und das Tempo dieses Werkes.



## FOX-GROTESKEN

das beste was amerikanischer Humor zu  
bieten vermag, werden auch in dieser  
Saison in sorgfältiger Auslese  
angeboten werden.

Demnächst im Verlag der Defa



# Der Trödler von Amsterdam

Nach Motiven von Georg Kaisers „Nebeneinander“

In den Hauptrollen:

Diomira Jacobini, Werner Krauß  
Hans Mierendorff, Hermann Dicha

Künstlerische Oberleitung:

Friedrich Zelnik  
der Altmeister der deutschen Erfolgsfilme

Regie:

Victor Janson

✍

Die B. Z. schreibt:

Hier hat alles Hand und Fuß... Der erste vollendet geglückte Versuch... Ein starkes Motiv... Auf der einen Seite ein fein-  
nuanciertes, empfindungswarmes Kammer-  
spiel, auf der anderen Seite Sensationen  
und Knalleffekte... Diomira Jacobini...  
Ein edles Profil... Ein Paar wunderbare  
Augen. Still, rührend. Eine neue Hoffnung!

✍

Erscheint demnächst im Verlag der Deza





5. Dezember 1825

5. Dezember 1925

# Das Beheimnis der alten Mamsell

mit

Marcella Albani, Frida Richard  
Harry Halm, Hans Mierendorff

Künstlerische Oberleitung:

Friedrich Jelnik

Regie:

Dr. Paul Merzbach

Photographie: Frederik Juglsang / Bauten:

Gustav A. Knauer und Andrej Andrejew



Das „Film-Echo“, schreibt: ... Ein starker Erfolg, der  
sich überall in deutschen Landen neu bestätigen wird...

Erscheint demnächst im Verlag der Defa



Der Film, den Deutschland erwartet:

# DIE MÜHLE VON SANSSOUCI

Künstlerische Oberleitung:  
FRIEDRICH ZELNIK

Jedes Kind lernte in der Schule das historische Intermezzo zwischen dem großen König und dem Müller. Heute noch drehen sich die Flügel der historischen Mühle im Park von Sanssouci. Mehr als je zuvor lebt heute das Andenken an den unsterblichen Fridericus. – Ihre größten Erwartungen sollen weit übertroffen werden.



## DREI PAAR SCHUHE

Das deutsche Volksstück

Die gute alte Zeit ersteht. – Romantik und Poesie aus längst vergangenen Tagen vergolden den harmlosen Humor dieses Volksstückes. Es war die große Theatersensation zu Großmutterns Zeiten.



## GRETCHEN

Eine tolle Erbschaftsgeschichte



## DER TRAUM EINES RESERVISTEN

Fünf ganz unkriegerische und höchst un militärische Rollen, köstlichste Verwicklungen und Überraschungen

Nach dem unvergänglichen Tongemälde von  
C. M. ZIEHRER  
chem. k. u. k. Hofballmusikdirektor



Demnächst im Verlag der Defa





# FOX MAGAZIN

Wenn Sie mit uns der Meinung sind,  
daß schönheitsdurchpulstes Leben,  
romantische, farbenbunte Wirklich-  
keit mehr geben kann, als trockene  
Weisheit, dann informieren Sie sich  
heute noch über das Programm,  
das Ihnen unser „Fox-Magazin“,  
der Kulturfilm des modernen  
Theaterbesitzers, bietet.

DER FILM DER UNBEGRENZTEN  
MÖGLICHKEITEN!



Erscheint demnächst im Verlag der Defa



# SIE WISSEN

daß heute nur ausgesuchte Qualitätsfilme für Ihr Geschäft in Frage kommen. – Daß Ihnen der Verleiher zu soliden Bedingungen das Beste und Gediegenste liefern muß, wenn er Ihnen zum Erfolg verhelfen soll.

# WIR WISSEN

daß WILLIAM FOX Ihre Wünsche kennt, daß er eine Gipfelleistung in der neuen Produktion angestrebt und erreicht hat, daß er kein Opfer scheute und ein Riesenskapital in den neuen Filmen 1925=26 angelegt hat, um Ihnen hohe Klasse zu bieten.

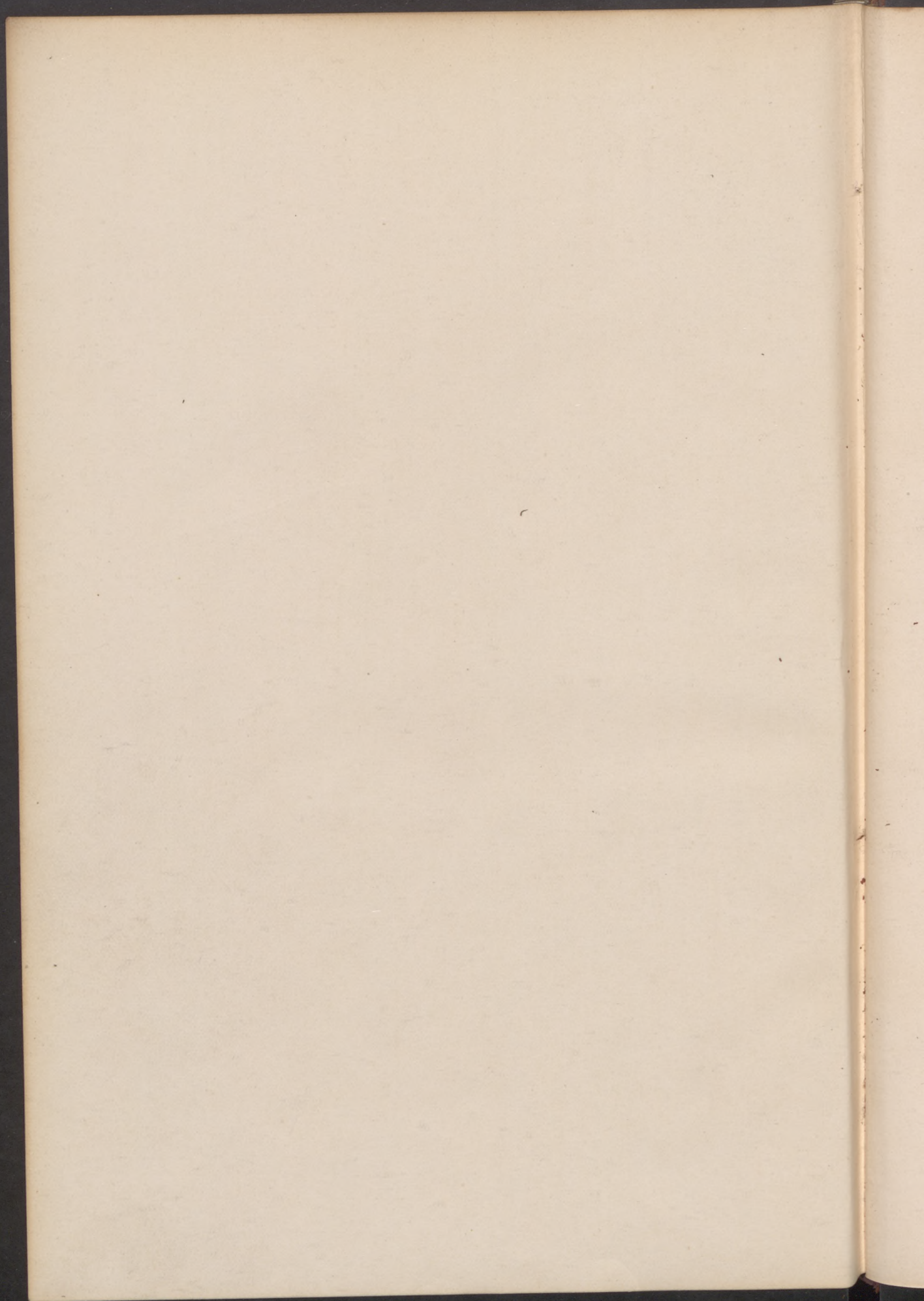
# WANN KOMMEN SIE ZU UNS?



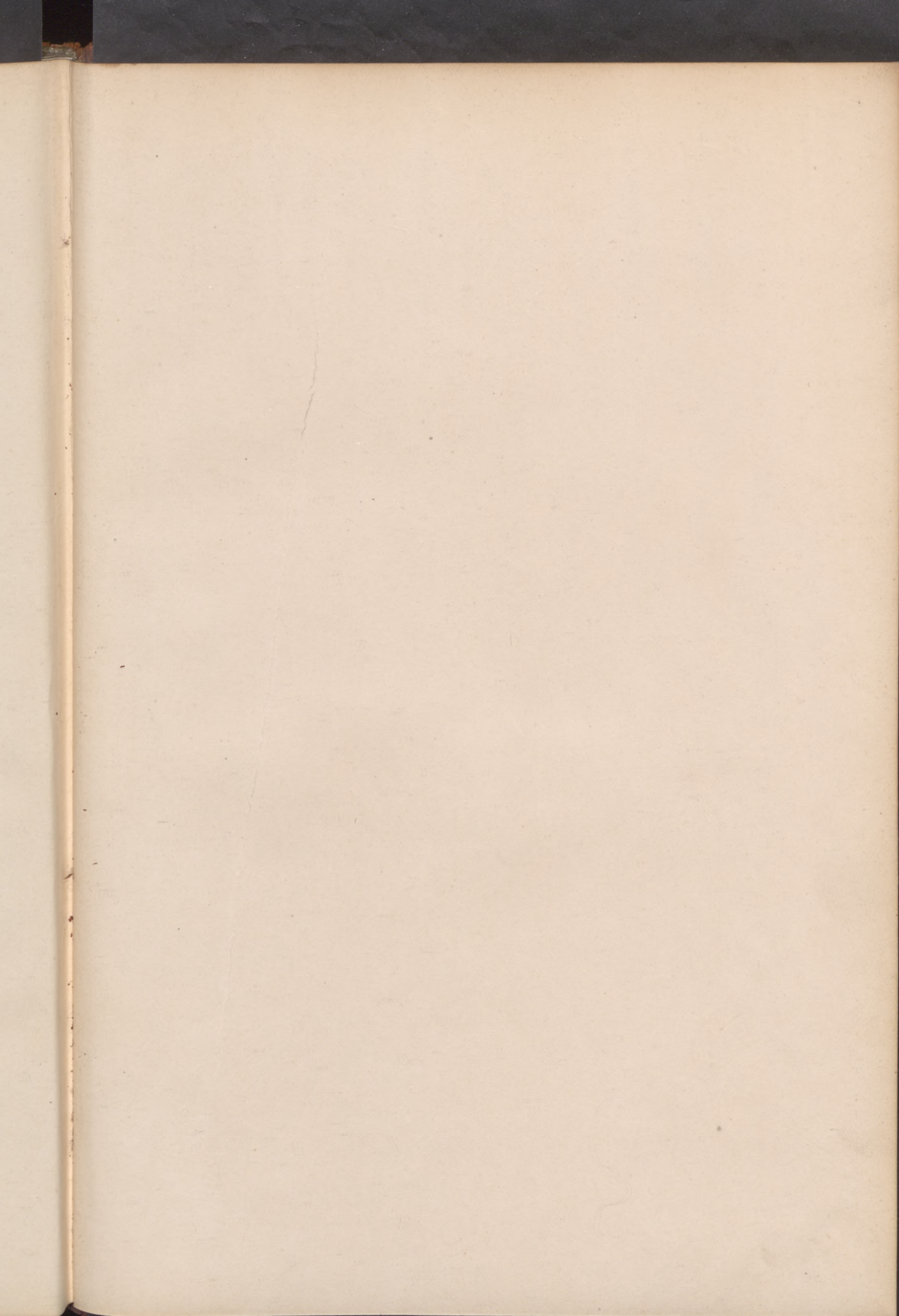














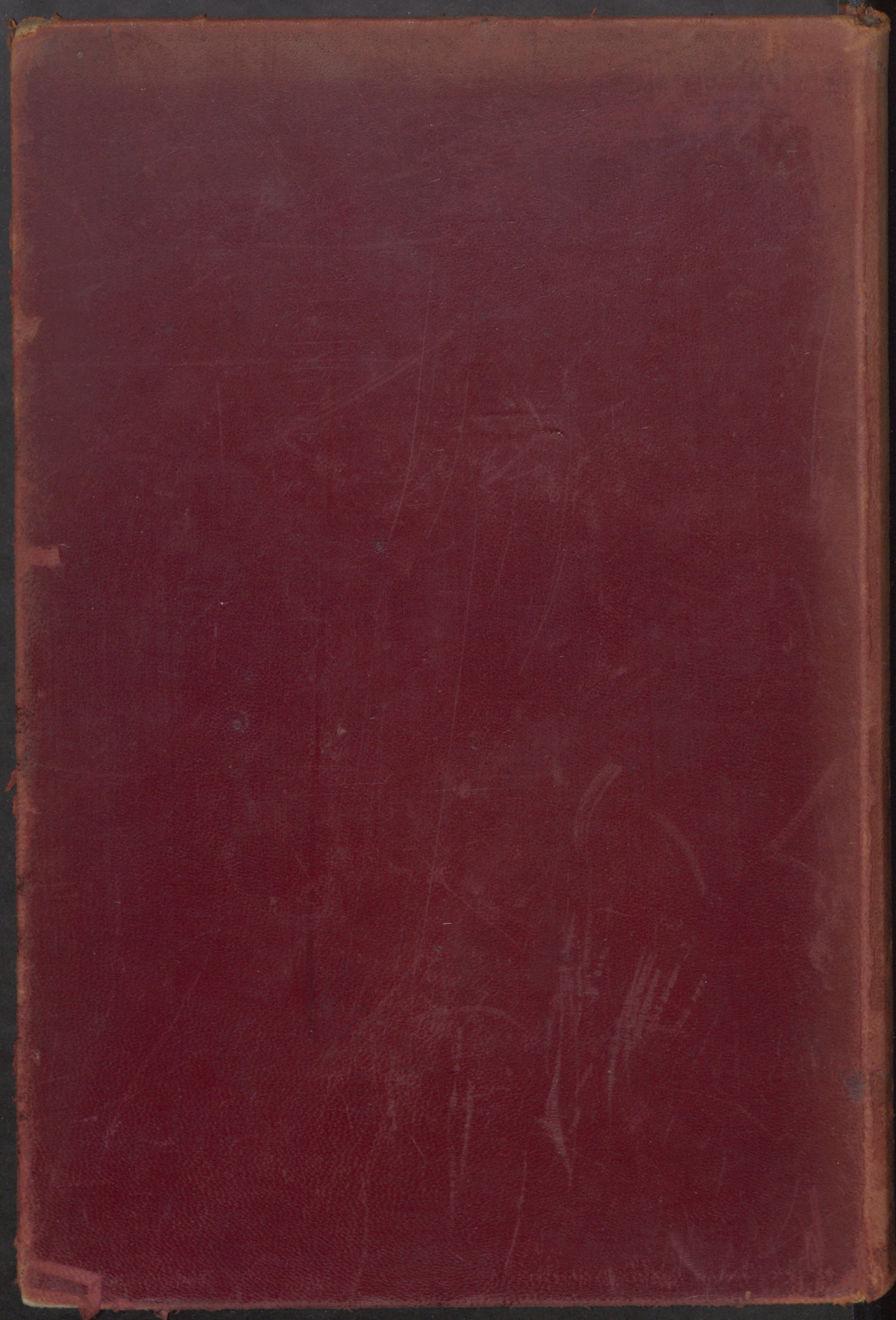
28-

X











WILLIAM FOX / DIER VOM BREITEN AY